

Levin Schückings literarische Frühzeit

von
Johannes Hagemann

Levin Schückings literarische Frühzeit.

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde der Hohen Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster in Westfalen.

Vorgelegt von
Johannes Hagemann
aus Buer (Westf.)

Münster i. W. 1911.
Universitätsbuchhandlung Franz Coppenrath.

Dekan: Professor Dr. Kroll.

Referent: Professor Dr. Schwering.

Inhalt.

Literatur III.
Handschriftliches Material. IV.

1. Kapitel.
Das Geschlecht Schücking und der Dichter.
(Einleitung.)

Die ältesten Vorfahren des Dichters (1—2) — Der Kanzler (von) Schücking und seine beiden Neffen (2) — Der Urgroßvater (3—4) — Der Großvater und die Großmutter (4—5) — Der Vater (5—6) — Die Mutter (6—10) — Levin Schücking: eine komplizierte Natur (10—16)

2. Kapitel.
Jugendleben.

1. Teil: Klemenswerth.

Das Jagdschloß Klemenswerth (17—18) — Der mütterliche Einfluß auf die Erziehung (18—19) — Der Hausgeistliche (19) — Der Katholizismus im Anfange des 19. Jahrhunderts (19—20) — Das 18. Jahrhundert (20—23) — Der ideale Geist im Vaterhause (23—24) — Lektüre (24—25) — Der Einfluß W. Scotts (25—27)

Die Heide und ihr Einfluß auf die dichterische Entwicklung Schückings (27—30) — Der „Geisterseher" Schücking (30—34) — Romantische Reiseeindrücke (34—35)

Romantik in Klemenswerth (35—37) — Schückings erste schriftstellerische und andere Versuche (37—39) — Beim Großvater in Münster (39—40) — Die Bedeutung der Klemenswerther Jahre für Schückings Entwicklung (41—44)

2. Teil: Auf dem Gymnasium und der Universität.

Das damalige Münster (45—46) — Das Gymnasium (46) — Schückings selbständige Studien (46—47) — Der Onkel Ferdinand (47—48) — Der Tod der Mutter (48—49) — Die erste Bekanntschaft mit der Droste (49—50)

In Osnabrück (50) — In München (50—52) — In Heidelberg (52) — In Göttingen (52—53) — Zusammenfassendes über Schückings Studienjahre (53—55) — Die schweren Schicksalsschläge (55—60)

3. Kapitel.

Kämpfe und Erfolge.

1. Teil: Allgemeines.

Schückings Notlage (61—67) — Gesellschaftliche Beziehungen in Münster (67—69)

2. Teil: Schückings kritische Jugendarbeiten.

Gutzkow und seine Zeitschrift der „Telegraph" (70) — Die beiden ersten Kritiken (71) — „Gedichte von Annette Elisabeth von D . . . . . H . . . ." (71—73) — „Bulwers neueste Schriften" (73—75) — „Viktor Hugo's Ruy Blas" (75—77) — „Neuenglischer Humor. Zur Beurteilung der Boz'schen Schriften" (77—80) — „Rückblicke auf die schöne Literatur seit 1830" (80—84) — „Die neueste Lyrik" (84—90) — „Über Immermanns Merlin und Tristan" (90) — „Die Troubadours als historischer Romanstoff" (90—92) — „Aus Münster" (92—93) — Zusammenfassendes über Schückings kritische Tätigkeit (93—98)

3. Teil: Schückings dichterische Frühzeit.

Allgemeines (99—100) — Die ersten dichterischen Erzeugnisse (100) — „Konrad von der Rosen" (100—105) — „Adam von der Kette" (105—107) — „Ulrich von Lichtenstein" (107—108) — „Richard von Poitou" (108—110) — Zusammenfassendes über die ungedruckten und gleichzeitig mit ihnen entstandenen Werke (110—112)

Der Gegensatz der bisherigen zu den jetzt entstehenden Werken (112—113) — „Silhouetten literarischer Notabilitäten" (113—115) — „Der neue Parzival" (115—120) — „Clemence Isaure oder die Blumenspiele" (120—122) — „Männerliebe" (122—125)

Die „Swift"-Fragmente (125) — „Samuel Boyse" (125—127) — „Aus Swifts Jugend" (127—132) — „Swift im Moorpark" (132—139) — Die beabsichtigte Weiterführung des Romans (139—143) — Die Bedeutung der „Swift"-Fragmente (143—144) — Ausblick (144—146)

Anhang.

I. „Aus Münster" (147—148) — II. „Silhouetten literarischer Notabilitäten" (149—151) — III. „Schückings „Männerliebe" und Junkmanns- „Ein Winterabend bei einem Freunde" (151—153)

Abkürzungen: 1) L. E. = „Lebenserinnerungen" von Levin Schücking. 2. Bde. Breslau 1886.
2) Briefe = „Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking". Leipzig 1893.

Literatur.

1) Levin Schückings sämtliche Werke (von 1831—1888).
2) Der Freiin Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff gesammelte Werke. Hrsg. von Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff und Wilhelm Kreiten. Paderborn 1900. 2. Auflage.
3) Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke. Von Hermann Hüffer. Gotha 1890. 2. Auflage.
4) Annette von Droste-Hülshoff. Von Karl Busse. Bielefeld und Leipzig 1903.
[Aus der übrigen Literatur über die Droste konnte für diese Schrift nichts benutzt werden.]
5) Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff. Hrsg. von Professor Schlüter. Münster 1880.
6) Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. Hrsg. von Theo Schücking. Leipzig 1893.
7) Die Briefe der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Hrsg. und erläutert von Hermann Cardauns. (Forschungen und Funde. Hrsg. von Professor Dr. Franz Jostes. Band II. Heft 1—4.) Münster 1909.
8) Hauschronik der Familie Schücking (Als Manuskript gedruckt) 1880.
9) Das Zeitungswesen in Westfalen von den ersten Anfängen bis zum Jahre 1813. Von Karl d'Ester. Münster 1907. (Münstersche Beiträge zur neueren Literaturgeschichte. Hrsg. von Professor Dr. Schwering. I. und II. Heft).
10) Nikolaus Meyer als Freund Goethes und Förderer des geistigen Lebens in Westfalen. Ein Beitrag zur Geschichte des westfälischen Zeitungswesens. Von Karl Knebel. Münster 1908.
11) Anton Matthias Sprickmann, als Mensch und Dichter. Von Johannes Venhofen. Münster 1910.
12) Münsterländisches Schriftstellerlexikon. Von Fr. Raßmann. Lingen 1814.
Dasselbe. I. Nachtrag. Lingen 1815.
Dasselbe. II. Nachtrag. Münster 1818.
Dasselbe. III. Nachtrag. Münster 1824.
Dasselbe. IV. Nachtrag.
13) E. Raßmann. Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts. Münster 1866 und 1881.

Handschriftliches Material.

1) Konrad von der Rosen oder Maximilians I. Gefangenschaft zu Brügge.
2) Adam von der Kette. Schauspiel in 4 Aufzügen.
3) Ulrich von Lichtenstein.

„Konrad von der Rosen" ist ein Roman; die andern beiden Werke sind Dramen. Sie befinden sich sämtlich in der Original-Handschrift im Schückingschen Familien-Archiv zu Sassenberg.

Vorwort.

Diese Schrift soll den Grundstein bilden für eine erschöpfende und umfassende Biographie Levin Schückings. Es lag der Gedanke nahe, zunächst eine mehr gedrängte Übersicht von Schückings Können und Wollen zu geben. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte aber eine solche Arbeit bei dem herrschenden Vorurteil gegen den Dichter kaum Aussicht auf irgend welchen Erfolg gehabt. Dagegen wird eine genaue, auf Heranziehung des gesamten, so überreichen Materials fußende und daher in ihren Ergebnissen und Folgerungen bis ins Einzelne begründete Darstellung von Schückings interessantem und vielseitigem Lebenswerk auch den stärksten Skeptiker in seinem bisherigen Urteil über diese eigenartige Persönlichkeit schwankend machen müssen. Denn es dürfte wohl einzig in der Geschichte unserer Literatur dastehen, daß ein Mann, der stets mit zähester Energie und fast beispielsloser Selbstlosigkeit nach den höchsten Höhen der Kunst gestrebt, der lediglich durch widrige äußere Verhältnisse gezwungen wurde, seine Feder in den Dienst mittelmäßiger Unterhaltungsliteratur zu stellen, und der ohne all die hemmenden Umstände, die ihm vom Anfange seiner dichterischen Laufbahn an feindlich entgegentraten, einer unserer größten Erzähler hätte werden müssen — daß eine solche, zudem auch menschlich so edle und durchaus sympathisch berührende Persönlichkeit, wie es bei Schücking alles zutrifft, nicht nur Jahrzehnte lang verkannt, sondern als ein oberflächlicher und unerquicklicher Vielschreiber ausge-

geben wurde, über den zu schimpfen jeder Berufene und Unberufene sich berechtigt glaubte.

Von jeglicher Polemik, wozu sich auch in dieser Schrift schon mehrfach Gelegenheit geboten hätte, ist abgesehen worden, besonders deshalb, weil die meisten der früheren falschen und schiefen Ansichten über Schücking eine derartige Unkenntnis alles einschlägigen Materials bekunden, daß sich jede Widerlegung in der Tat erübrigt. Nur eins kann nicht gänzlich mit Stillschweigen übergangen werden, nämlich das abfällige Urteil, das Annette von Droste-Hülshoff über Schückings dichterisches Können gefällt hat. Ohne Zweifel hat ihre scharfe Kritik über einige Jugendarbeiten ihres Freundes, neben dem Umstande, daß die schlechteren Werke des Dichters fast alle in seine letzte Periode, nach 1860, fallen, seiner Anerkennung wohl am meisten im Wege gestanden. Es sei hier deshalb ausdrücklich festgestellt, daß Annettens absprechende Worte in eine Zeit fallen, wo Schückings dichterisches Können in Wirklichkeit noch sehr gering war, — den „Swift" (vgl. diese Schrift S. 125 ff.) hat sie ohne Zweifel nicht gekannt — ja, daß sie zum Teil sogar nur von seinen ungedruckten Werken gelten, die nichts weniger als viel Lob verdienen (vgl. diese Schrift S. 100 ff.) Daß die Droste aber über Schückings spätere Produktionen ganz anders geurteilt hat, ist anscheinend gar nicht beachtet oder, gänzlich ohne Grund, für bloße Höflichkeitsphrase gehalten worden. So schreibt sie z. B. über Schückings ersten gedruckten Roman „Das Schloß am Meer": „Nehmen Sie sich mit dem „Paul" in acht, der so wunderschön, so breit und Vieles versprechend wie ein Bozscher Roman anfängt, und bleiben Sie ja mit Ihrem Galopp zum Ende und Ihrem Alexanderschwerte fort . . . . . denn es ist keineswegs Mangel an Erfindungsgabe, sondern reinweg Ungeduld, was Sie am Ende mit beiden Füßen hineinspringen läßt, und da es nur bei Ihnen steht, das Beste zu leisten, so wäre es doch ne Schande, wenn Sie sich mit dem bloß Hübschen begnügten . . . . . Frisch zu,

mein Falk, deine Schwingen tragen gut, und Dein Mütterchen macht sich vor Hochmut darüber so breit wie ein Truthahn". Und über Schückings „Stiftsfräulein": „Es steht noch der Hauch der Haide mit ihren abgeschlossenen Charakteren, ihren bald barocken, bald träumerischen Wolkenbildern darüber; hüten Sie sich, ihn ganz zu verlieren, er ist Ihr eigenstes Eigenthum, mit dem ersten Hauche eingesogen und kein Fremder machts Ihnen nach". (vgl. „Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking" Hrsg. von Theo Schücking. S. 170, 197, 226.) Diese paar Citate würden schon vollauf genügen, die wenigen abfälligen Bemerkungen der Droste über ihn zu entkräften. Wenn aber zudem Schückings ganzes Leben und Schaffen zeigt, daß er der in der zuletzt angeführten Briefstelle ausgesprochenen Mahnung getreu nachgekommen ist, so muß Annette gradezu als Kronzeugin für und nicht gegen ihn angesprochen werden. Aber selbst wenn seine große Freundin nur tadelnde Worte für seine Dichtungen gefunden hätte, so würde damit nichts gegen ihn bewiesen. Denn wie schon in dieser Schrift an manchen Stellen ausdrücklich betont werden mußte, ist Schückings künstlerischer Entwicklungsgang ein ungemein langsamer gewesen. Annette hat jedoch seine Schriften nur bis 1846 verfolgt, und grade dieses Jahr bedeutet einen Wendepunkt in Schückings Schaffen; hier schließt er mit seiner unreifen ersten Periode ab, um, aber auch jetzt nur sehr allmählich, in mehr als zehnjährigem Ringen zur Höhe des „Paul Bronckhorst" und der „Marketenderin von Köln", wie so vieler feiner Novellen sich emporzuschwingen.

Zu besonderem Danke bin ich Herrn Professor Dr. Schwering verpflichtet, der als erster die Bedeutung Schükkings für unsere Literatur geahnt hat und schon vor mehr als 6 Jahren die Anregung zu dieser Schrift gab. Er hat mit nimmer müdem Interesse das Werden der Arbeit verfolgt und mich stets durch Rat und Tat unterstützt.

Sodann ist es mir eine angenehme Pflicht, der Familie Schücking, Frau Landgerichtsrat Schücking, Herrn Rechtsanwalt Dr. Lothar Schücking, Herrn Professor Dr. Walter Schücking und besonders noch dem jüngsten Enkel des Dichters, Herrn Professor Dr. Levin, Ludwig Schücking meinen besten Dank auszusprechen. Sie haben mir nicht nur in stets gleicher liebenswürdiger Weise alle sonst nicht erreichbaren Werke des Dichters zur Verfügung gestellt, sondern auch durch feine Winke und Ratschläge meine Arbeit nicht unerheblich gefördert.

1. Kapitel.

Das Geschlecht Schücking
und
der Dichter.

(Einleitung).

Die Schückings[1]) sind niederdeutschen Ursprunges. Wahrscheinlich von der Ober-Yssel kommend, siedelten sie sich im Jahre 1362 in dem im östlichen Münsterlande liegenden Koesfeld an, wo sie als „ritterbürtige Patrizier“ [2]) bald zu hohem Ansehen gelangten und der damals durch ihren Handel wichtigen und zur Hansa gehörenden Stadt zwei ihrer Oberhäupter gaben. Der erste bedeutende Mann aus dem Geschlechte war der Magister Artium Johannes Scucking, der 1431 und wieder 1437 Rektor der Universität Köln war und sie auf dem Baseler Konzil vertrat. Jm 30- jährigen Kriege verarmte die Familie. Aber der im Dienste Bernhards von Galen, des bekann-

---

1) Der Name hat in der ältesten Form wahrscheinlich Scukke gelautet, woraus im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts Scukking und im 16. und 17. Jahrhundert Schücking und Schüching wurde. Diese, sowie viele andere Notizen im ersten Teil der Einleitung stammen — zum Teil wörtlich — aus der „Hauschronik der Familie Schücking“.

2) Daß sie als „ritterbürtige Erbmänner“, als „Geschlechter“ in die Stadt zogen, wird bewiesen durch ihr rittermäßiges Wappen, ihre Lehnsfähigkeit und ihre fortgesetzten Verbindungen mit Töchtern ritterbürtiger Geschlechter, der von Lethmate, Schmale, von Detten, von Schemmen, von Raesfeld u. a. m.

ten, kriegerischen Fürstbischofs von Münster stehende, energische Oberkriegskommissar Adrian Schücking, dessen erhaltenes Porträt einen Mann mit offenen, markanten Zügen zeigt, hob die Familie wieder empor und verlegte ihren Wohnsitz nach Münster.

Das Geschlecht pflanzt sich jetzt in zwei Hauptlinien weiter fort, deren ältere, von Adrians ältestem Sohne Engelbert ausgehend, in dem Kanzler Chr. B. Engelbert Schücking zu hohem, äußerem Glanze emporstieg, während die jüngere, von Adrians jüngstem Sohne, Johannes Nikolaus, ausgehend, in dem Dichter Levin Schücking den Namen der Familie weit über Deutschlands Grenzen berühmt machen sollte. Der Kanzler, ein Enkel Engelberts, war ein reich begabter Mann mit hervorragendem, staatsmännischem Talente. Er stand bei der Kaiserin Maria Theresia in besonderer Gunst, wurde durch Kaiser Franz I. 1757 in den Reichsadelstand erhoben und war befreundet mit dem Reichsvizekanzler, Grafen von Colloredo, mit dem Minister Baron Bartenstein und besonders mit dem tatkräftigen und weitschauenden münsterischen Minister Fr. von Fürstenberg. Sein Porträt zeigt einen Mann von schönen, regelmäßigen Gesichtszügen mit lebendigen, blauen Augen, aus denen Lebenslust, Mut und Selbstgefühl sprechen, und die eine auffallende Ähnlichkeit mit seinem energischen Vorfahren, dem Oberkriegs-Kommissar, bekunden. Zwei Neffen des Kanzlers brüderlicherseits bringen die Familie zuerst mit der schönen Literatur in Verbindung. Sie waren Mitglieder des Göttinger Hainbundes, und die Gedichte des Jüngeren — die des Älteren und anscheinend Begabteren sind gänzlich verschollen — zeigen ein gewisses Erzählertalent, sowie Anlage für schalkhaften Humor und leichte Ironie, aus allem aber spricht eine sinnige, beschauliche Natur und eine kernige, biedere Lebensanschauung.[1])

---

1) Der ältere, Christoph Bernhard, 1753—78, hat geschrieben: „Ode an den Churfürsten Maximilian Friedrich“ 1774; „Königin Elisabeth“, Trauerspiel in 5 Aufzügen, 1777 (aus der Geschichte

Viel mehr als die Vertreter der älteren, waren die der jüngeren Linie einer stillen, geistigen Tätigkeit zugetan. So hat der Sohn des Johannes Nikolaus, mit Namen Christoph, Bernhard, Josef, überhaupt kein öffentliches Amt bekleidet, sondern, dank einer Sinekure, konnte er sich ganz seinen gelehrten Studien und Neigungen hingeben. Er war für seine Zeit ein nicht unbedeutender Mann. Besonders den philosophischen und staatsrechtlichen Wissenschaften zugetan, stand er mit bedeutenden Gelehrten des Jn- und Auslandes in Korrespondenz, redigierte vorübergehend eine Wochenschrift, verfaßte Lehrgedichte in französischer Sprache u. a. m. Mit Christian Wolf führte er einen lateinischen Briefwechsel und machte diesen berühmten Philosophen mit Erfolg darauf aufmerksam, daß seine These vom zureichenden Grunde unzureichend begründet sei. Seine, die Teilung Polens behandelnde, politisch-philosophische Broschüre: „Pensées d'un cosmophilite [sic!] à un ami sur la Révolution de Pologne", die Friedrich dem Großen gewidmet war, wurde von diesem durch ein sehr verbindliches und ganz eigenhändiges Schreiben an den Verfasser ausgezeichnet.[1]) Nach einigen Worten in den „Lebenserinnerungen" sei-

---

der Wiedertäufer); „Der grüne Kahn", Operette in 3 Aufzügen u. a. m.

Der jüngere, Klemens August, 1759—90, (Bruder von Christoph Bernhard) verfaßte: „Sinngedichte" 1774; Poetische Beiträge zum „Voßischen Musenalmanach" 1778 und zur „Göttingischen poetischen Blumenlese" 1781.

1) Sein Briefwechsel mit dem Philosophen Wolf ist abgedruckt in dem Journal: „La correspondance des savants" Jahrg. 1743; in dem Sammelwerk: „Strodtmanns gelehrtes Europa" Teil V. S. 82—172 sind verschiedene Lehrgedichte in französischer Sprache, teils ganz, teils bruchstückweise mitgeteilt.

Die Wochenschrift führte den Titel: „Neue Sammlung auserlesener Schriften in gebundener und ungebundener Rede zur Aufnahme der Wissenschaft und Wolredenheit". Sie brachte es wegen der geringen Abonnementszahl nur auf 2 Jahrgänge: 1764 und 65. Vgl. über sie Carl d' Estre: „Das Zeitungswesen in Westfalen von den ersten Anfängen bis zum Jahre 1813" a. a. O., S. 121—26.

nes Urenkels, des Dichters, zu schließen, muß er ein Sonderling gewesen sein und ein wunderliches Einsiedlerleben geführt haben.

Sein Sohn, Christoph Bernhard, brachte es bis zum Ober-Appellationsgerichtsrat und wurde, als durch den Reichs-Deputations-Hauptschluss 1803 das Fürstbistum und Hochstift Münster in preußischen Besitz überging, mit vollem Gehalte pensioniert, da er die ihm vom Minister vom Stein angebotene Oberlandesgerichtsratsstelle ablehnte. Von 1804 bis 1809 war er Präsident des neuen, gemeinsamen Hofgerichts, das die Herzöge von Aremberg und Croy für die Entschädigungslande im Hochstifte Münster, die Ämter Meppen und Dülmen, errichtet hatten. Der Dichter Levin Schücking hat in zwei zeitlich sehr weit auseinanderliegenden Werken, in seinem ersten Roman „Ein Schloß am Meer“ und in seinem letzten Werke, den „Lebenserinnerungen“, ein anschauliches Bild dieses originellen Mannes, seines Großvaters, gegeben, und bei der Besprechung dieser Werke wird daher noch auf ihn zurückzukommen sein.

„Er war ein zart organisierter Mann, mit aristokratischen, feinen Gesichtszügen und schönen, braunen Augen, der nicht geschaffen war für den Kampf ums Dasein, ceremoniös und feierlich, recherchiert in seinem Anzuge, wie ein französischer Marquis. Nach seiner Pensionierung, die er mehr als 20 Jahre überlebte, beschäftigte er sich, in völliger Abgeschiedenheit von aller Welt und allem Umgang, mit seinen Blumen, mit Lektüre und mit Excerpten, die er machte; auch schrieb er eine anziehende Schilderung der Zustände seiner Vaterstadt nieder, wie sie in seiner Jugend waren. Solche Beschäftigungen waren ihm zum Verschmerzen des Geschickes seines Vaterlandes behülflich, da er keine Versöhnung damit finden, geschweige sich zur Erwartung einer die Vergangenheit verdunkelnden, segensreichen Zukunft für dasselbe erheben konnte . . . . . er macht mir in der Erinnerung stets den Eindruck, als ob er mit einem unverstandenen

Gemütsleben sich verlassen und allein gefühlt und deshalb so wie eine Auster in ihrer Schale gelebt habe".[1])

Er war vermählt mit einer Tochter des Dr. J. U., Levin A. M. Schmitjan, eines wegen seiner Originalität bekannten, groben und leidenschaftlichen, doch im Grunde gutmütigen Mannes. Die Großmutter des Dichters war eine sehr energische Frau, die stets bestrebt war, alles Unangenehme, das die Zeitverhältnisse, besonders die Napoleonischen Kriege, mit sich brachten, von ihrem Gatten fern zu halten und ihm, dem weltscheuen Manne, das Leben zu erleichtern. Jm übrigen aber kam durch sie ein wenig glücklicher Zug in die sonst so biedere und kernwestfälische Familie Schücking, was sich besonders verhängnisvoll bei ihrem Sohne, dem Vater des Dichters, zeigen sollte.

Dieser, Paulus Modestus Schücking, wurde geboren am 13. März 1787 zu Münster, studierte an der dortigen Universität die Rechtswissenschaft und trat, da sein Vater damals Präsident des Herzoglich-Arembergschen Hofgerichts war, ebenfalls in dessen Dienste. Zunächst am Herzoglichen Tribunal erster Jnstanz in Meppen beschäftigt, wurde er durch Dekret Napoleons im Jahre 1811 zum Friedensrichter des Kantons Wesuwe, auf dem linken Emsufer ernannt, im Jahre 1815 jedoch in dem inzwischen hannöverisch gewordenen Amte Meppen als Richter des Bezirks Sögel angestellt. Zugleich erhielt er die Administrationsbefugnisse für seinen sehr ausgedehnten Bezirk, den sogenannten „Hümling", und das Jagdschloß Klemenswerth als Dienstwohnung zugewiesen. Hier, wo sein ältester Sohn, der Dichter Levin, die ersten 15 Jahre seines Lebens zubrachte, blieb er bis zum Jahre 1837. Nach seiner Pensionierung hat er sich auch schriftstellerisch betätigt, wovon noch zu reden sein wird.

Es ist kaum ein größerer Gegensatz denkbar als zwischen dem Großvater und dem Vater des Dichters. Während nach einem Worte im „Schloß am Meer"

1) Vgl. L. E., S. 54 und 61 und „Hauschronik" a. a. O.

Ceremoniell und Feierlichkeit der Äther war, in dem der Großvater atmete, konnte sich dessen Sohn nie entschließen, „sich in irgend etwas, was wie ein Zwang aussah, wozu er z. B. ein Halstuch rechnete, zu finden". „Mein Vater war eine leidenschaftlich bewegte Natur, die leider bis ans Ende nicht lernte, als praktischer Mann sich in die reale Welt und ihre Notwendigkeiten zu schicken. Aber er war voll Geist und Witz und vielseitiger Bildung; außer seiner Jurisprudenz beschäftigten ihn namentlich Geschichte und Kirchengeschichte; von den Alten waren Horaz und Seneca seine Lieblingsautoren, und eine seiner Lieblingserholungen war, mit einer ganz hervorragenden Anlage für den Humor, mit einer unwiderstehlichen Komik Erlebnisse und Charaktere zu schildern — die seiner früheren Lehrer z. B., oder das Leben in den alten, reichen Abteien des Landes, in denen er stets bei irgend einem im zehnten oder zwanzigsten Grade verwandten Vetter Stiftsherrn die Schulferien zugebracht hatte. Von Natur mit einem gewissen skeptischen Geist versehen und aufgewachsen unter dem Einflusse der Geistesströmungen der französischen Revolution, war er durch eigene Studien zu einem durchaus freien religiösen Standpunkt gekommen".[1])

Seine Frau war die seinerzeit bekannte Dichterin Katharina (Sibylla) Busch, geb. am 6. Januar 1791 zu Ahlen im Münsterischen, als Tochter des Stadt- und Landrichters Busch zu Dülmen und seiner aus Ahlen stammenden Gattin Elisabeth Elverfeld. Mit Paul Schücking vermählte sie sich am 7. Oktober 1813. In ihrer Jugend stand sie in Verbindung mit der Fürstin von Gallitzin, und trotz ihrer jungen Jahre fanden „die geistigen Einflüsse jenes Kreises ihren Weg zu ihrem lebhaften Wissensdurst und dem verlangenden Seelenleben des jungen Mädchens mit den großen Augen und der reich quellenden Dichterader". Ihre poetische Begabung wurde besonders gehegt und gepflegt von A. M. Sprickmann, Professor an der von

---

1) L. E., S. 20.

Fürstenberg gegründeten Universität Münster, der auch auf die junge A. v. Droste-Hülshoff einen sehr fördernden Einfluß ausgeübt hat.[1])

Er stand dem Göttinger Hainbunde nahe, und so ist es nur zu natürlich, daß in den Gedichten seines Zöglinges insbesondere der Einfluß der Göttinger und Klopstocks fühlbar ist, weniger dagegen der Goethes und Schillers. Auch mochte die sentimentale Stimmung der Werther-Zeit ihrem weichen und tiefen Seelenleben mehr entgegenkommen, als der metallenere Klang in den späteren Meisterwerken unserer Klassiker. Das ist es nämlich, was beim Lesen ihrer Gedichte zuerst ins Auge springt: ein ungemein weiches, man möchte sagen mädchenhaft-schwärmerisches Empfinden. Nur kranken sie fast alle an einem großen Fehler: sie sind viel zu lang und breit ausgesponnen. Aber es lebt in einigen ihrer Verse ein so unverkennbar echter, lyrischer Hauch und Schmelz, manche ihrer Gedichte verraten ein so zartes, inniges Naturempfinden, daß man an unsere besten Lyriker, vom Schlage Martin Greifs, erinnert wird, wenn sie diese auch längst nicht erreicht.

Es wäre aber sehr verfehlt, aus der weichen Gemütsstimmung ihrer Gedichte, die deren Grundakkord bildet, auf einen weichlichen und schwächlichen Charakter der Verfasserin zu schließen. Dafür war sie eine viel zu echte Tochter der roten Erde, deren Kinder wohl Träumer, aber auch zugleich meist energische und kernige Menschen sind. So spricht z. B. aus ihren didaktischen Gedichten, deren bestes das seinerzeit bekannte Poem: „Die stille Tugend“ ist, und das sehr feine und kernige Gedanken enthält, eine gesunde, wenn auch sehr idealistisch gefärbte Lebensanschauung. Am meisten aber zeugt für ihren starken, ja männlichen Sinn die heldenhafte Kraft, mit der sie ihre unglückliche Ehe mit Paul Schücking zu er-

---

1) Vgl. über ihn die kulturhistorisch interessante Schrift Venhofens: „Anton Matthias Sprickmann, als Mensch und Dichter“. Münster 1910.

tragen wußte. Nur der tief-elegische Ton, der so oft in ihren Gedichten vorwaltet, —sie spricht einmal selbst davon, daß sie immer nur den regen- und nebelreichen Herbst besingt — und besonders das von herbem Weh durchzitterte „Fragment“ (ihr wahrscheinlich letztes Gedicht), das trotz seiner formellen Mängel wohl ihr bestes ist, lassen uns entfernt das Leid ahnen, das ihr nach Liebe und völligem seelischen Verschmelzen verlangendes Herz an der Seite eines ungeliebten Mannes ertragen mußte, der zwar kein schlechter Mensch, aber zu grundverschieden von ihr war, um sie verstehen zu können.[1])

Es ging ein ganz seltsamer Zauber von dieser weich empfindenden und doch wieder so starken Persönlichkeit aus. So nennt sie A. v. Droste, die ihr trotz des nicht geringen Altersunterschiedes innig befreundet war, und mit der sie die zarte, elfenhafte Gestalt und die wunderbaren, großen, seelentiefen, blauen Augen gemein hatte, „ein herrliches und seltenes Weib, zu der sie eine so eigene und innige Hinneigung fühlte, daß sie dieselbe bei ihrer geringen Bekanntschaft durch ihre mannigfaltigen, schönen und anziehenden Eigenschaften kaum erklären könne“.[2]) Wie gerade sie, die große Dichterin und Seelenkennerin, das Andenken an ihre früh verstorbene Freundin in deren Sohn Levin ehren sollte, wird noch zu besprechen sein. Den „vollen rückhaltslosen Ausdruck ihres Gefühls für sie“ [3]) aber hat die Droste niedergelegt in einem ihrer tiefstempfundenen Gedichte, das zugleich eine ausgezeichnete Charakteristik dieser einzigen Frau enthält:

Du hast es nie geahnet, nie gewußt,
Wie groß mein Lieben ist zu dir gewesen,
Nie hat dein klares Aug' in meiner Brust
Die scheu verhüllte Runenschrift gelesen,

---

1) Wie tief unglücklich sie sich an der Seite ihres Mannes gefühlt, geht noch insbesondere aus ihren, bis jetzt ungedruckten Briefen an Sprickmann hervor.

2) Kreiten: „A. v. Droste - Hülshoff“. Ein Charakterbild. Paderborn 1900. S. 188.

3) L. E., S. 82.

Wenn du mir freundlich reichtest deine Hand
Und wir zusammen durch die Grüne wallten,
Nicht wußtest du, daß wie ein Götterpfand
Jch, wie ein köstlich Kleinod sie gehalten.

Du sahst mich nicht, als ich, ein heftig Kind,
Vom ersten Kuß der jungen Muse trunken
Jm Garten kniete, wo die Quelle rinnt,
Und weinend in die Gräser bin gesunken;
Als zitternd ich gedreht der Türe Schloß,
Da ich zum ersten Mal dich sollte schauen,
Westfalens Dichterin, und wie da floß
Durch mein bewegtes Herz ein selig Grauen,

. . . .

So scheut' ich es als fromme Schülerin,
Dir wieder in das dunkle Aug' zu sehen,
Ich wollte nicht vor meiner Meisterin
Hochmütig, mit bedecktem Haupte, stehen.
Auch war ich krank, mein Sinnen sehr verwirrt,
Und keinen Namen mocht ich sehnend nennen;
Doch hat dies deine Liebe nicht geirrt,
Du drangst zu mir nach langer Jahre Trennen.

Und als du vor mich tratest, fest und klar,
Und blicktest tief mir in der Seele Gründe,
Da ward ich meiner Schwäche wohl gewahr,
Was ich gedacht, das schien mir keine Sünde.
Dein Bild, du Starke, in der Läutrung Brand
Stieg wie ein Phönix aus der Asche wieder,
Und tief im Herzen hab' ich es erkannt,
Wie zehnfach größer du als deine Lieder.

Du sahst, Bescheidne, nicht, daß damals hier
Aus deinem Blick Genesung ich getrunken,
Daß deines Mundes Laute damals mir
Wie Naphta in die Seele sind gesunken.
Ein jedes Wort, durchsichtig wie Krystall

Und kräftig gleich dem edelsten der Weine,
Schien mir zu rufen: „Auf! Der Launen Ball,
Steh' auf! Erhebe dich, du Schwach' und Kleine!"

Nun bist du hin! von Gottes reinstem Bild
Ist nur ein grüner Hügel uns geblieben,
Den heut umziehn die Winterstürme wild
Und die Gedanken derer, die dich lieben.
Auch hör' ich, daß man einen Kranz gelegt
Von Lorbeer in des Grabes dunkle Moose;
Doch ich, Kathinka, widme dir bewegt,
Den Epheu und die dornenvollste Rose.[1])

Es hat wahrlich mehr als bloßen genealogischen oder historischen Wert, den Stammbaum des Dichters Levin Schücking, sowie insbesondere seine Eltern und näheren Vorfahren eingehender zu charakterisieren. Selten wird sich nämlich die Vererbung überkommener Gaben in einem solchen Maße verfolgen lassen wie gerade bei ihm; in kaum einem Menschen ist aber auch je das Bewußtsein dieser Tatsache so lebendig gewesen. So sind z. B. die 1855 erschienenen „Geneanomischen Briefe",[2]) in denen er die Theorie der Vererbung mit einer bei aller Sachlichkeit und Objektivität überraschenden Kühnheit darlegte, nicht nur aus rein wissenschaftlichem Interesse geschrieben, um die „Geneanomie", einen neuen Zweig der Wissenschaft, ins Leben zu rufen, sondern — das merkt man fast auf jeder Seite — eben so gut einem inneren Herzensbedürfnis entsprungen wie seine poetischen Werke. Er spürte eben in sich selbst zu deutlich, wie viel von seinen Vorfahren in ihm lebte, und er selbst war der beste Beweis für die Wahrheit seiner in

---

1) „Die dornenvollste Rose" bezieht sich offenbar, was bis heute wohl noch nirgends bekannt, auf ihre unglückliche Ehe mit Paul Schücking. Ich verdanke diese Mitteilung der Familie Schücking.

2) „Geneanomische Briefe" von Levin Schücking. Frankfurt 1855.

diesem Buche aufgestellten Theorien. Lassen sich doch sogar manche der hier allgemein ausgesprochenen Gedanken in seinen anderen Schriften, wie auch besonders in seinen Briefen, als speziell über sich selbst gesagt nachweisen. Es wäre daher sehr unklug, dieses wichtigste Hilfsmittel zur völligen Ergründung seines Charakters und seiner Talente außer acht zu lassen, zumal bei diesem eigentümlichen Manne manches Rätselhafte seines Wesens und seiner Natur nur auf diesem Wege zu ergründen und zu erklären ist.

„Familien behalten oft Jahrhunderte hinaus etwas, das man eine bestimmte Physiognomie nennen könnte, gewisse, den allgemeinen Charakter bestimmende Grundzüge, die immer wieder auftauchen, trotz aller Elemente, welche die Frauen hineingebracht haben, während andere Familien freilich haltlos den Charakter wechseln. Es ist dabei, als ob das Blut der einen Genossenschaft mächtiger und stärker gefärbt wäre, als das der anderen, als ob von einigen die von außen hinzutretenden Einflüsse und Elemente immer wieder überwunden und assimiliert würden; oder, um ein Bild zu gebrauchen, als ob das eine Blut wie ein starker Strom immer wieder die in ihn einmündenden Seitenflüsse absorbierte, gleich dem grünen Rhein, der die gelben Wasser des Neckars und der Mosel eine Zeitlang neben sich in seinem Bette duldet, dann aber sie in sich aufzehrt und wieder der alte grüne Rhein ist. Die so oft vorkommenden Heiraten mit Verwandten mögen freilich dazu beitragen, die alten Charakterzüge einem Geschlechte zu erhalten“.[1])

---

1) Vgl. „Geneanomische Briefe“ a. a. O., S. 67/68.

Grade in der Familie Schücking haben nachweislich öfters Heiraten unter Blutsverwandten stattgefunden. So war der Urgroßvater des Dichters mit einer Schwester des Kanzlers vermählt. Auch die Schmitjans waren schon mit den Schückings verschwägert. Nicht nur der Großvater des Dichters stammt also aus einer Ehe zwischen zwei Schückings, sondern er nahm auch wieder eine Frau, deren Mutter eine Schücking, die wegen seiner Abstammung von zwei Schückings also doppelt blutsverwandt war, was für die Veranlagung seines Sohnes — des Dichters Vater — auch nicht gut gewesen sein wird.

Es ist nicht schwer, bei dem Geschlechte Schücking eine bestimmte, stets mehr oder weniger wiederkehrende Physiognomie zu erkennen und bei dem Dichter nachzuweisen. Zunächst erbte er von seinen Vorfahren den stolzen, unbeugsamen Sinn, ihre Energie und Tatkraft, die besonders der älteren Linie eigen, und nicht minder ihren geraden, unverfälschten, echt westfälischen Charakter. Auch das diplomatische und staatsmännische Geschick der älteren Linie scheint in ihm noch in etwa rege gewesen zu sein; denn gerade die feinen, diplomatischen Naturen, wie z. B. Sir William Temple im „Swift" und der Kardinal Rohan in den „Novizen", gelingen ihm besonders gut, und seine Kinder pflegten ihm sogar scherzhaft zu sagen, es sei eigentlich ein Diplomat an ihm verloren gegangen.

Das alte Erbgut der Familie, der rege Bildungseifer, zeigte sich schon in früher Jugend, und nur einem widrigen Geschicke ist es zuzuschreiben, daß er das Ideal seines Lebens nicht erreichte, nämlich die Professur an einer Universität. Vorzüglich galt sein Interesse der Geschichtswissenschaft, und ein scharf hervortretender historischer Sinn beherrschte sein ganzes Denken und Fühlen. Das ist sicher nicht zuletzt dem stark ausgeprägten Familiensinn seines Geschlechtes zuzuschreiben. Sagt doch der Dichter selbst von seinem Großvater, daß dieser nicht müde wurde, von den Taten seines großen Oheims, des Kanzlers, und allen damit verbundenen Haupt- und Staatsaktionen zu erzählen.

Gerade diesem Großvater fühlte sich aber der Dichter noch in vielen anderen Stücken wahlverwandt. Von ihm hatte er sicher die zart und fein empfindende Natur, sein nervös-sensitives Seelenleben und das „second sight". Seine außerordentliche Begabung für das leichtere und feinere Genre, sowie auch der starke aristokratische Einschlag in seinem Wesen rühren wohl allein von dieser Seite her, und es ist auffallend, daß, je älter der Dichter wird, er dem verschlossenen und vergrämten Sonderling immer ähnlicher wird, wenn er sich auch nie ganz so von

aller Welt zurückgezogen hat wie dieser. Wie sehr Schücking jene Wahlverwandtschaft selbst gefühlt hat, geht deutlich aus einem Satze in den „Lebenserinnerungen“ hervor, wo er sagt: „Mein armer Großvater ist gestorben, bevor ich herangewachsen war und dem Gemüte des alten vereinsamten Mannes näher treten konnte“.[1])

Bei der großen Gegensätzlichkeit der Charaktere seines Großvaters und Vaters mußten natürlich die von dem letzten ererbten Anlagen gänzlich anders geartet sein. Nur den ausgesprochen historischen Sinn erbte er auch von seinem Vater, in dem das Interesse für Geschichte sogar ungewöhnlich rege war. So zeigt dieser z. B. in seiner Schrift „Krone und Tiara“ [2]) eine Belesenheit in den Kirchenschriftstellern, wie sie für einen Laien mehr als erstaunlich ist. Die freireligiöse und sehr zur Skepsis geneigte Richtung des Vaters, die in dieser Schrift ebenfalls deutlich zu Tage tritt, ging ganz auf seinen Sohn über, wurde aber bei diesem durch das von der Mutter stammende, starke Glaubensbedürfnis gemildert. Auch noch andere Eigentümlichkeiten finden sich in dem eben erwähnten Buche, die bei dem Sohne wiederkehren, so der zum Teil blendende und geistreiche Stil, der sich aber auch oft in solch zerhackten, langen und unübersichtlichen Sätzen ergeht, daß man an das berüchtigte Juristen-Deutsch erinnert wird. Ebenso könnten einige der mit einer großen Bildkraft gegebenen Vergleiche aus der Feder seines Sohnes geflossen sein.[3]) Eine seiner

---

1) L. E., S. 61.

2) „Krone und Tiara“. Friedensstimme aus Münster von einem Katholiken. Münster 1838. Er nimmt in dieser Schrift Stellung zu dem erbitterten Streite der preußischen Regierung mit dem Kölner Erzbischof von Droste-Vischering. Dieser, der ein heftiger Feind des Hermesianismus war und bezüglich der gemischten Ehen den Forderungen der Regierung nicht nachgeben wollte, wurde schließlich, 1837, gefangen nach Minden geführt.

3) z. B. Sätze wie die folgenden:

„Soviel mächtiger sind Natur und Leben in den Fortschritten einer freieren Entwickelung, als alle Scholastik mit ihrem langen, schwarzen Leichengefolge von Konsequenzen“. (S. 15).

stärksten und besten dichterischen Gaben hat dieser nämlich nur seinem Vater zu verdanken, sein großes plastisches Vermögen, und auch der Humor, der die meisten seiner Schriften auszeichnet, ist sicher mehr vom Vater als von der Mutter auf ihn übergegangen, obwohl er in den „Lebenserinnerungen“ mal von einem Lustspiel seiner Mutter spricht. Von beiden Eltern mag dagegen das stammen, was überhaupt seine dichterische Bedeutung erst ausgemacht hat, sein schier unerschöpfliches und immer sprudelndes Erzählertalent.

Seine eigentliche Dichterkraft und sein spezifisch poetisches Naturell dagegen hat er sicherlich im wesentlichen nur von seiner Mutter. Die Färbung dieses dichterischen Talentes ist jedoch, wie sich aus dem eben Ausgeführten schon von selbst ergibt, eine fast ausschließlich Schückingsche. So ist die lyrische Begabung der Mutter — und sie war eigentlich nur Lyrikerin — fast gar nicht auf den Sohn übergegangen, es sei denn, daß man das aus allen seinen Schriften hervorschimmernde tiefe Gemüt und Gefühl auf diese Quelle zurückführen will. Etwas der Lyrik Verwandtes ist aber jedenfalls der an das mächenhaft-weiche Empfinden der Mutter erinnernde, feminine Zug, der dem Dichter eigen ist, und der noch durch das vom Großvater ererbte, sensitiv-nervöse Empfinden verstärkt wird. Schücking selbst spricht einmal davon in einem Briefe an die Droste. „Es ist doch, Tebelholmer, wunderbar mit unsrer Ähnlichkeit . . . . Ich will's Ihnen übrigens erklären: es ist erstens die westfälische, zweitens vielleicht auch etwas von Dichternatur

---

„In der Zeit der äußersten Sittenverderbnis, welche vom Vulkane zu Rom, wie eine schwarze Rauchsäule aufsteigend, die ganze römische Welt eingehüllt, und ihr den Einfluß der Sonne des sittlichen Lebens entzogen hatte“. (S. 23).

„Sind unsere Erbauungsbücher Karten, wovon Kinder Häuschen bauen, oder Lotterie-Lose, womit durchgehends nichts gewonnen wird? Unsere Religionsbücher eher den Leuten, die in großen Städten im Sommer die Straßen mit Wasser bespritzen, als den rüstigen Gesellen der germanischen Baumeister zu vergleichen, welche so feste Fundamente zu legen wußten?“ (S. 28).

in mir, wenn Sie wollen, drittens aber der lebhafte Wunsch meiner Mutter, eine Tochter zu haben, und dabei hat sie wahrscheinlich viel an Sie gedacht und sich ein Mädchen wie „Nette Hülshoff" (ich habe lange Zeit gar nicht gewußt, daß Sie Droste heißen) ausgemalt. Das allein erklärt die Sache und zudem etwas Weibliches, Geduldiges, Anschmiegsames in meiner Natur. . . . . ."[1]) Hierauf wird auch im letzten Grunde zurückzuführen sein, daß in ihm eine schier intuitive Kraft steckt, was die Ergründung und dichterische Verklärung einer Frauenseele angeht, und daß ihm, selbst schon in seiner Jugend, gerade die Frauencharaktere und die etwas weiblich gearteten Männer so außerordentlich gut gelingen.

Das am wenigsten glückliche Erbe stammt offenbar von seiner Großmutter, also der Schmitjanschen Familie. Das leidenschaftliche und unstete Wesen, das sich im Leben seines Vaters, der fast nur nach der Schmitjanschen Seite geschlagen war, so verhängnisvoll geltend gemacht, ist leider auch zum Teil auf den Dichter übergegangen und nicht zu seinem Segen. Das herrische, selbstbewußte Wesen, das Forcierte und Outrierte, das in der Jugend des Dichters sich unangenehm bis in seine Werke hinein fühlbar macht, ist auf diese Quelle zurückzuführen, während sein starrer Eigenwille ebensogut von der Schückingschen Seite herrühren kann. Im Guten tritt der Schmitjansche Einschlag in seinem Charakter dagegen zutage in seinem stark ausgeprägten Idealismus, obwohl dieser beiden Eltern in gleicher Weise eigen war, sowie besonders in der Großzügigkeit, welche die Entwürfe so vieler seiner dichterischen Arbeiten auszeichnet, und endlich in der Tiefe und Leidenschaft, die in diesen mit den wachsenden Jahren immer reiner und elementarer durchbricht.

Das sind der von seinen Vorfahren und Eltern überkommenen Gaben sehr viele, fast zu viele; es ist, als ob

---

1) Levin Ludwig Schücking: „Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking". In: „Süddeutsche Monatshefte", April 1909; S. 459.

sie alle ihm, dem Größten ihres Geschlechtes, etwas von ihrem Pfunde mit in die Wiege gelegt hätten. Das aber dürfte schon nach den obigen, skizzenhaften und keineswegs erschöpfenden Andeutungen seines dichterischen und menschlichen Charakters klar sein: Schücking ist eine durch und durch komplizierte Natur, ja manches von dem ihm vermachten Erbe steht sich direkt feindlich, wie „Frost und Brand“ gegenüber. Wird es ihm gelingen, diese große Frage tut sich schon hier auf, alle diese Gegensätze mit einander zu verschmelzen und zu einem fruchtbringenden, organischen Ganzen zu vereinen? Möglich konnte ihm das jedenfalls nur dann werden, wenn alle äußeren Verhältnisse, in die ihn das Leben bringen sollte, dazu angetan waren, ihn bei diesem Streben zu unterstützen und ihm nicht hindernd in den Weg zu treten.

---

2. Kapitel.

Jugendleben.

---

1. Teil.

Klemenswerth.

Levin Schücking[1]) wurde geboren am 6. September 1814 zu Meppen an der Ems. Schon im Anfange des nächsten Jahres kam er jedoch nach dem, viele Meilen nordöstlich dieser Stadt, unweit des Dorfes Sögel gelegenen Jagdschlosse Klemenswerth, das seinem zum Amtmann und Friedensrichter „auf'm Hümling" ernannten Vater als Dienstwohnung zugewiesen war.[2]) Hier im „verstecktesten Winkel des heiligen römischen Reiches deutscher Nation", inmitten unübersehbarer Heidestrecken, aus denen der herrliche, alte Park

---

1) Sein voller Name war: Christoph, Bernhard, Levin, Anton, Matthias. Die ersten beiden Namen nach dem bekannten münsterschen Fürstbischof Christ. Bernh. v. Galen, dem alten Wohltäter der Familie, in der diese Namen seit dem 17. Jahrhundert gang und gäbe; die andern drei nach seinem Großvater Levin Anton Math. Schmitjan, durch den also der etwas ungewöhnliche Name Levin in die Familie kommt. Vgl. S. 5.

2) Das Jagdschloß Klemenswerth, das außer dem Hauptgebäude aus acht Pavillons und dem Marstall bestand, welch letzterer für die Familie Schücking hergerichtet wurde, war erbaut von Clemens August, dem jagdliebenden Kurfürsten von Köln und Fürstbischofe von Münster, in den Jahren 1735—45, wegen der in dieser Gegend zahlreichen Rudel vortrefflichen Hochwilds. Der Architekt war kein geringerer als der General von Schlaun, einer der bedeutendsten Baumeister seiner Zeit, der Schöpfer des Brühler Schlosses, mit seinem wundervollen Treppenhause, des Schlosses und des Erbdrostenhofes zu Münster, des Rüschhauses bei Münster u. a. m.

von Klemenswerth mit seinen schönen Edeltannen und breiten Laubholzalleen wie eine Oase in der Wüste sich erhob, verlebte der Dichter die ersten 15 Jahre seines Lebens. In seinen „Lebenserinnerungen“, diesem für die Erkenntnis seines dichterischen Werdens und Wachsens so wichtigen Werke, hat er selbst ein anschauliches Bild entworfen von dieser für seine gesamte Entwicklung so bedeutungsvollen Zeit.

In der Abgeschiedenheit der Heide, wo er fast einzig auf den Verkehr mit seinen Eltern angewiesen war, mußte naturgemäß der Einfluß des Vaterhauses auf den Knaben ein doppelt großer werden.

Hauptsächlich war es seine Mutter, die mit unausgesetzter Sorgfalt sich mit ihm beschäftigte und um so mehr fast ausschließlich seine Erziehung in der Hand behielt, als sein Vater zu dem so aufgeweckten und doch wieder so träumerischen Knaben anscheinend ebensowenig ein wahrhaft inneres Verhältnis finden konnte wie zu seiner Gattin. Mit großer Zärtlichkeit und „Innigkeit des mütterlichen Gefühls“ hing diese an ihrem Erstgeborenen, zumal er in seiner Kindheit „ein etwas schwächlich und zart Gebäude war.“ Dabei ließ sie es aber keineswegs an Strenge fehlen, die sogar manchmal ausarten konnte und den ungemein zartfühlenden und liebebedürftigen Knaben tief betrübte; „sehr merkwürdig“ war ihre Art zu ermuntern, und sie lobte grundsätzlich nie. Hauptsächlich hatte die gelegentliche Härte bei der Erziehung ihres Sohnes darin ihren Grund, daß Rousseau, der ja jene Zeit auf das Nachhaltigste beeinflußte, ihre und auch des Vaters Autorität in Erziehungsfragen bildete. Sein „Emile“ mit all den vielen Abhärtungslehren und dem Grundsatze, daß „Kindern nicht viel Lob, nicht Liebe gezeigt werden dürfe“, erschien dem jungen Schücking daher als ein „recht widerwärtiges Buch“.[1])

---

1) Ein köstliches Beispiel von der Strenge seiner Mutter auch in kleineren Dingen erzählt uns Schücking in einem Briefe an Annette von Droste: „Es hat mir lebhaft frühere Samstagabende zurück-

Auch der erste Unterricht lag in den Händen der Mutter. Als der Knabe heranwuchs, übernahm jedoch der Hausgeistliche jenen wichtigen Teil der Erziehung. Dieser geistliche Mentor, „ein sanfter, schweigsamer, blonder, junger Mann“, namens Klaasen, erhielt auch auf die religiöse Entwicklung des Knaben bestimmenden Einfluß. „Daß ich morgens in der Frühe mit ihm die Lindenallee hinaufwanderte zu der still daliegenden Schloßkapelle, von der das Glöcklein durch den Wald klang, als ob es, da von Menschen niemand kam, die Eichhörnchen und Buchfinken, die sich umher erlustigten, zum Gottesdienst rufen wolle — daß ich, wenn er dort die Messe in dem kleinen, mit Marmor und Stuck und Vergoldung reich geschmückten Raum las, ihm fromm ministrierte und mit großer Innigkeit das Confiteor vorsagte und dann träumerisch zusah, wie der Morgenwind die Schatten der Lindenzweige draußen leise bewegt über den heiligen Hubertus auf dem Altarbild gleiten ließ, — das hat mir sicherlich nicht geschadet. Guter, sanfter, klar denkender Vikar — als ob dein Katholizismus überhaupt hätte verkümmern und einen wissensdurstigen, nachdenkenden Knaben hätte in seiner Entwicklung zurückhalten können! Ich glaube, du warst im Stillen ein Stück vom savoyardischen Vikar — und jedenfalls ein würdevoller Priester.“[1])

Der Katholizismus der damaligen Zeit war eben ein ganz anderer als der heutige, ja, in vieler

---

gerufen, wo Mutter uns waschen ließ und wusch, daß einem Hören und Sehen verging; dann wurde einem die ganze Wochenladung von Staub und Schmutz „abgeschwemmset“, und schon Mittwoch stieg dämmernd eine trübe Ahnung in uns auf bei dem Gedanken an das Ende der Woche, am Donnerstag verdüsterte sie sich, am Freitag wurde man unruhig, der Samstag wurde hingebracht mit Plänen, wie sich einmal die Sache noch auf acht Tage vertagen ließ, aber das ging nur selten durch, — es war aber auch 'ne Wonne, wenn man nun geschwemmset war und im Bette sich dehnen konnte, daß die weidengeflochtenen Korbwände krachten. Es war doch 'ne Lust, als man noch ein Kind war und im Bette lag“. Briefe S. 33/4.

1) L. E., S. 21.

Beziehung das gerade Gegenteil von ihm. Unfehlbarkeitsdogma, Syllabus und neuerdings Antimodernisten-Encyklika wären damals überhaupt gar nicht denkbar gewesen. Während des 18. Jahrhunderts hatte man sich allseitig bemüht, einen Ausgleich zwischen den Lehren der Kirche und den neuen Ideen der Aufklärung herbeizuführen, ja sogar eine Wiedervereinigung der protestantischen und katholischen Kirche in die Wege zu leiten. Auch die Vorherrschaft des Papstes sollte gebrochen, den Bischöfen mehr Einfluß eingeräumt und den einzelnen Nationalkirchen eine größere Selbständigkeit Rom gegenüber zugestanden werden. In diesen Ideen, wie sie bis weit ins 19. Jahrhundert selbst hervorragende Kirchenfürsten vertraten, wurde Schücking so zu sagen großgezogen. Sein Vater war der begeistertste Anhänger und Verfechter aller jener Bestrebungen, und er fand in dem jungen Levin einen überaus gelehrigen und aufmerksamen Schüler und Zuhörer. Nur aber wenn man dies alles bedenkt, wird man die richtige Stellung zu Schückings späteren antikatholischen Tendenzromanen finden können; denn so verschieden sonst Vater und Sohn sein mochten, in diesem Punkte blieben sie stets einer Meinung.

Doch auch noch in anderer als nur in religiöser Beziehung sollte das Jahrhundert der Aufklärung mit seiner feinen und reichen Kultur Schücking in Klemenswerth besonders lieb und teuer werden. Sprach ihn doch alles, was da in nächster Umgebung um ihn herumstand, wie ein Gruß aus dem eben zur Rüste gegangenen blendenden und glänzenden Zeitalter an. Das von dem prachtliebenden münsterischen Bischofe erbaute Rokokoschloß zog schon des Kindes staunende Blick auf sich; in einem der vielen reizenden Pavillons, die um das Hauptgebäude in weitem Umkreise zerstreut lagen, wohnte er selbst mit seinen Eltern; und auf den breiten Pfaden des nach Versailler Muster angelegten Parks trieb er seine ersten kindlichen Spiele.

Mit offenbarer Beziehung auf Klemenswerth hat Schücking den tiefen Eindruck, den diese seltsame Stätte seiner Jugend auf ihn machen mußte, in einer seiner ersten schriftstellerischen Arbeiten geschildert. „Am liebsten wäre es mir, wenn die Phantasie meine Leser in ein einsames Waldschloß versetzte, das, nach Mansard's Zeichnungen erbaut, mit seinem Schnörkel- und Muschelschmuck, seinen Marmorkaminen und großblumigen Seiden-Tapeten als ein Zeuge verschwundenen üppigen Lebensgenusses und als Grab rauschender Lust dasteht. Aus den großscheibigen Ochsenaugen blickt es wie klagend über die innere Leere und Hohlheit in die langen, schnurgeraden Alleen des Parks hinab, durch den die schallenden Hörner der Parforcejagden nicht mehr tönen, sondern nur sinkende Äste rauschen und falbes Laub im Winde flattert; im Innern aber ist alles still; nur wenn ihr die weit durch die öden Gemächer hallende Tür zuschlagt, rauschen in der Zugluft die Behänge, als würden die Gespenster der schweren, alten Brokatroben wach und die seidenen Schleppen der gepuderten Hoffräulein. Dichter Staub wirbelt von den Bänden der Bibliothek auf, die ihr gesucht habt; da stehen sie in eleganten, schweren Lederbänden, vergessen und vergilbt, die Denker und Dichter einer Zeit, deren Philosophen tiefer in die Quellen des Genusses, als die der Natur drangen, deren Dichter bessere Intriguen lebten, als erfanden, — Shaftesbury und Locke, Condillac und Holbach; daneben Bayle und Saint Evremont, Gresset und Bernis." [1])

Man wundert sich daher auch nicht, in einer seiner ersten Novellen, wo er an einer Stelle mit zum Teil gut gelungenem Humor seine vielseitigen Neigungen und Schwärmereien zu charakterisieren und zu — personifizieren sucht, folgende, auf den ersten Blick seltsam anmutende Worte zu finden. „Ich bin auch einmal Cere-

1) L. Schücking: „Die Fürstin Gallitzin und ihre Freunde". S. 123—24. (In: „Rheinisches Jahrbuch für Kunst und Poesie". 1. Jahrg. 1840).

monienmeister gewesen; es war am Hofe Ludwigs des XIV. Ich hätte mich hierauf schon früher besinnen können, denn es lag immer eine große Lust an Rokoko-verzierten Schloßsälen und gepuderten Perücken in mir; auch werde ich unfehlbar in jede hübsche Dame verliebt, welche eine Casawaika trägt, was seinen Grund lediglich darin hat, weil dies schmucke Kleidungsstück nichts anders ist, als die Adrienne, welche man im Anfang des vorigen Jahrhunderts trug; ferner bin ich ein großer Verehrer von Damen in reiferen Jahren, welche in jener guten alten Zeit die Zierde, die Stütze und den Mittelpunkt der geistreichen Gesellschaft ausmachten, während sie bei uns — charakteristisch für das Jahrhundert — verschwunden sind; — aber zum klaren Bewußtsein wurde mir meine feierliche Ceremonienmeister-Existenz neulich erst, als ich in einem Trödlerladen die prachtvolle seidene Weste wiederfand mit den Silberstickereien darauf, welche Niemand geringeres, als Madame de Nevers selbst mit ihren weißen Händchen mir hineingezaubert hatte, damals, als sie noch Mademoiselle Quinault war. Es saß noch etwas von der alten Duftatmosphäre von Versailles in dem bestäubten Kleidungsstück, das mich eigentümlich ergriff. Die gelbseidenen Beinkleider, die dazu gehörten, der Rock von himmelblauem Sammt, das Cordon bleu — ach, wie trat das Alles lebhaft vor meine Seele!“ [1])

Daß aber das „Rokoko“ es nicht allein war, was ihn so sehr an das 18. Jahrhundert fesselte, zeigt besonders deutlich folgende charakteristische Stelle in einem Briefe an A. v. Droste, von andern ähnlichen Äußerungen in seinen poetischen Werken ganz zu schweigen: „Abends setzten wir uns an den Ofen oder Kaminfeuer und hörten erzählen von der alten Klosterherrlichkeit von „Marrjenfeld“ und Liesborn, oder von der Wahl von Viktor Anton. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie unendlich genußreich diese kurze Zeit für mich gewesen ist, wenn wir

1) „Der Syndikus von Zweibrücken“. S. 13—15. In: „Novellen“ 1. Band 1846.

vor dem Zubettgehen uns erst die Füße wärmen durften und unterdessen hörten, wie der Domprobst vom Apostelgange den neuen Fürsten proklamiert, wie dann der gedrängt volle Dom von Vivatjauchzen erschollen, wie die Kanonen von allen Wällen gedonnert, und eine Reihe auf dem Domplatz aufgestellter Estafetten, die Kunde in alle Ämter zu bringen, auseinander gesprengt seien. Ich habe nur einmal wieder etwas Ähnliches empfunden; es war zu Mannheim, als Esslair den Wallenstein spielte, aber kein Glanz, keine Hoheit, die moderner Zeit angehört, kann mir das träumerische Hangen an früherer Reichs- und Stiftsherrlichkeit verdrängen, und alles, was dahin gehört."[1])

Und lag nicht auch die Glanzzeit seines eigenen Geschlechtes in dem Jahrhundert, in dem der Reifrock und die Perücke herrschten, und mußte ihm sein stark ausgeprägtes Familiengefühl jene Zeit nicht noch lieber machen, in der sein Oheim, der Kanzler, eine solche Rolle gespielt? So ist es denn nicht verwunderlich, wenn Schücking in seinen historischen Romanen und Novellen immer und immer wieder das 18. Jahrhundert aufsucht und dieses mit einer solch wahrhaft intuitiven Kraft vor unser Auge zu zaubern weiß, daß man etwas von dem feinen, aristokratischen Dufte jenes Zeitalters zu spüren meint, das in der Etikette und dem vornehmen, äußeren Zwange das Menschenmögliche leistete.

Doch wäre Schücking der letzte gewesen, sich durch bloßen äußeren Glanz und Flitter für jenes aristokratische Zeitalter so sehr einnehmen oder gar darüber hinwegtäuschen zu lassen, wieviel Frivolität und Cynismus sich grade damals unter der Maske der Vornehmheit zu bergen wußte, mochte auch der starke aristokratische Zug seines Wesens noch ein weiterer Grund sein, die Schwärmerei für jene Zeit in ihm zu vermehren. Nur der „echten, der Geistesaristokratie", wie er in den „Lebenserinnerungen" einmal sagt, galten seine eigentlichen

1) Briefe. S. 34.

Sympathien. Für nichts war er zeit seines Lebens mehr empfindlich, nichts stieß ihn mehr zurück als alles Niedrige, Gemeine und Vulgäre, und diesen Zug so stark in ihm entwickelt zu haben, ist vielleicht auch nicht zuletzt dem Einflusse des Vaterhauses zuzuschreiben. „Jede Familie hat ihre eigene Sitte, ihren eigenen Ton, ihren besonderen Jargon — wenn sie auf dem Lande lebt, bildet sich dies noch schärfer aus, weil sie da eben für sich lebt. Der in meinem elterlichen Hause herrschende Ton war im Ganzen sehr idealistisch angehaucht und trotz der humoristischen Ader meines Vaters im Ganzen doch sehr ernst. Wortwitze waren verpönt als von schlechtem Geschmack; Karrikaturen, satirische Blätter hätten, wenn sie damals schon erschienen wären, wohl schwerlich Zugang gefunden. Desto besser für uns Kinder. Ich habe auch wohl daher meine völlige Unfähigkeit, mich an Travestien, Parodien, Mystifikationen und dergleichen zu ergötzen und Spaßmacher und witzige Köpfe nicht unerträglich zu finden.“ [1])

Alles Gute und Edle jedoch fand willig Aufnahme in seinem Vaterhause, und besonders der schönen Literatur waren beide Eltern mit Begeisterung zugetan. Horaz und Seneka bildeten die Lieblingslektüre seines Vaters. Von den Franzosen stand Rousseau in besonders hohem Ansehen, während die Engländer außer mit Ossian, Fielding, Sterne, Jrving, Cooper u. a. insbesondere durch W. Skott vertreten waren, dessen Romane als das „weitaus Beste aller Unterhaltungslektüre“ immer und immer wieder gelesen wurden. Von der deutschen Literatur wurde Klopstock vor allen andern, selbst vor Goethe und Schiller bevorzugt, und ein „von des damals vergötterten Dichters eigener Hand geschenkter Messias“ [2]) war der „liebste Schatz“ seiner Mutter; nur J. Paul, in dessen Bewunderung beide Eltern zusammentrafen, machte Klopstock den bevorzugten Platz in etwa streitig.

---

1) L. E., S. 61/2.
2) L. E., S. 15.

Alle diese reichen Schätze des Vaterhauses bekam der Dichter zum Teil sehr früh zu kosten. Seine Mutter gab ihm schon in jungen Jahren „Wahrheit und Dichtung“ zu lesen, „da sie den Grundsatz hatte, man dürfe Kindern auch Lektüre geben, die über ihren Horizont gehe, damit ihr geistiges Verständnis hineinwachse“. Und als mit zunehmendem Alter das Interesse an der Literatur stieg, kannte seine Lesewut keine Grenzen, und „alles, was die Mutter nicht vor ihm verschloß“, wurde verschlungen.

Von bestimmendem und bleibendem Einfluß auf Schücking selbst und seine ganze Entwicklung aber wurde von all den Dichtern und Schriftstellern, die ihm im Vaterhause zuerst nahe traten, keiner in dem Maße, wie der immer wieder gelesene Walter Skott, dessen großen Einfluß auf seine ganze Denkrichtung er noch in seinen „Lebenserinnerungen“ bezeugt. Er spürt sogar selbst der Ursache für diese Tatsache nach, und er will den Hauptgrund in der ausgesprochen konservativen Denkweise, dem „Torysmus“ Skotts sehen. „Sie (die Dichter nämlich) hassen den Kampf nicht, der doch eigentlich der einzige Inhalt ihrer Darstellungen ist; sie hassen sicherlich die Freiheit nicht, weil persönliches Unabhängigkeitsgefühl ihre Lebenslust ist; weil sie die geborenen Anwälte der Rechte der Individualität, der Entwicklung der freien Menschennatur sind. Aber sie hassen das Chaotische, das Verworrene; weil ihr Beruf im Organisieren besteht, ihre Natur auf den Aufbau angelegt, ihr Instinkt das Maßhalten ist — und so liegt nahe, daß ihnen ein konservatives Wesen eigen ist, wie W. Skott es vorzugsweise besitzt, dessen Gedankenwelt und Anschauung denn auch nicht verfehlen konnte, bestimmend auf mich zu wirken. Es ist immer ein gutes Stück Torysmus in mir übrig geblieben, — und mir ist nur diejenige Aristokratie verhaßt, ich befehde nur die, welche die Karikatur dessen, was sie sein sollte, ist — der echten, der Geistesaristokratie, ohne welche die Welt nicht weiter kommt.“[1])

1) L. E., S. 24.

Es wäre leicht, die Wahlverwandtschaft zwischen den beiden Dichtern noch durch weitere Momente zu erhärten. Für seine Jugend war jedoch folgendes besonders wichtig. Skott ist der eigentliche Begründer des historischen Romans, also jener Kunstgattung, die Schückings ureigenstes Gebiet werden, und in der er sein Höchstes und Bestes leisten sollte. Und nun standen ihm schon in früher Jugend des großen Schotten unvergängliche Muster dichterischer Belebung und Verklärung der historischen Vergangenheit täglich vor Augen! Hier fand zudem seine durch die Erzählungen des Vaters und Großvaters so früh geweckte Neigung zur Geschichte ihre beste Nahrung, und seine Phantasie berauschte sich um so mehr an all diesen großen und herrlichen Bildern der Vergangenheit, als die Welt Skotts so sehr mit seiner eigenen übereinstimmte, als er hier alles wiederfand, was ihm selbst als Ideal vor der Seele stand: Ein stark ausgeprägtes Familien- und Stammesgefühl; anheimelnde, patriarchalische Zustände, die an die verflossene Stiftsherrlichkeit erinnerten; Menschen, kernig, willensstark und doch wieder so träumerisch und allem Spuk und Grausen so zugänglich wie die Westfalen; daneben ihm nicht minder, wahlverwandte, kecke, frische, tatenfrohe Gesellen, wie Quentin Durward, Morton, Fergus, Roland Avenel u. a. m.; und alle diese Gestalten hineingestellt in eine Landschaft, die wie seine Heimat von Heide, Sümpfen und Mooren durchzogen war, deren Berge jedoch, von allen Zaubern des Hochlandes umweht, ihm, dem Kinde der Ebene, wie ein verwunschenes Märchenland erscheinen mußten.

Aber dies alles ist noch nicht das Wichtigste und für seine dichterische Entwicklung Segensreichste gewesen. W. Skott ist nämlich trotz allem Hange zur Romantik, zu Geistern, Gespenstern u. dgl. — ganz im Gegensatz zu unsern deutschen Romantikern, die über ihrer Traumwelt fast alle den Blick für die Wirklichkeit verloren hatten — einer der größten Realisten der Weltliteratur. Schücking dagegen steckte, besonders während

seines Knabenalters, so sehr in der allernebelhaftesten und verworrensten Romantik, daß sein angeborener westfälischer Realismus kaum dagegen aufkommen konnte. Wie eine Offenbarung mußte da die urwüchsige, bodenständige Gestaltungskraft des großen Schotten auf ihn wirken. Immer wieder klang seine helle, klare Stimme durch die wirren Nebel seiner romantischen Träume, ihn warnend, sich nicht zu weit in dem Irrgarten der Romantik zu verlieren. Und wenn vorläufig das Gegengewicht der realistischen Welt W. Skotts auch noch nicht mächtig genug war, schon voll zur Geltung zu kommen, so mußte doch allein schon der ungeheure Kontrast der mit dem schärfsten Auge erfaßten und mit der sichersten Hand und den lebensfrischesten Farben wiedergegebenen Gemälde Skotts zu der eigenen, erträumten, verworrenen Wunderwelt unauslöschliche Eindrücke in seinem empfänglichen Dichtergemüt zurücklassen.

Und dieses Gegengewicht der zwar erdichteten, aber getreu der Wirklichkeit nachgebildeten Welt W. Skotts wurde um so wichtiger für den Dichter, als er während seiner ganzen Jugendzeit mit der wirklichen Welt und ihrem Leben und Treiben kaum in Berührung kam, im Gegenteil, alles das, was ihn außerhalb des Elternhauses, im weitesten Umkreise der Parkanlagen von Klemenswerth umgab, nur dazu dienen konnte, den echt westfälischen Hang zur Romantik in ihm zu wecken und zu fördern. Schücking hat selbst in seinen „Lebenserinnerungen" diesen, sein ganzes Leben hindurch fühlbaren Einfluß geschildert, den die Heide, die weite unendliche Heide auf ihn ausgeübt hat, diese zweite große Erzieherin des Dichters, neben dem Elternhause mit seinen mannigfachen und bleibenden Eindrücken.

„Nur wenige kennen sie, solch eine Heidewelt mit ihrer farblosen Unendlichkeit, ihren Mooren und Sand-

dünen, ihren merkwürdigen zahlreichen „Hünensteinen“ oder Dolmen, ... ihren lautlosen Ebenen, welche die Erika mit ihrer schönen violetten Blüte bekleidet, und da, wo der helle Sand durchschimmert, der hellgelbe Ginster fleckt; ihren kleinen inselartigen Buchen- und Eichenhainen, den Resten erstorbener Waldstrecken, und den kleinen Teichen, in deren Riedgras die Krickente nistet, und auf deren schwärzlicher Wasserflut die Blätter und kugelrunden Knospen der Seelilie liegen. Wie gebannt folgen die Augen den sandhellen, in die Ferne sich ziehenden Wegen, die über die Heide schweifen, launenhaft bald nach rechts, bald nach links sich werfend, wie ein haltloses, ohne Ziel schweifendes Menschenleben durch öde Einsamkeit irrt. Mich selbst sehe ich wieder, die leichte Vogelflinte neben mir, oben auf der Platte des Hünensteins liegen, mit dem Kopfe auf der filetgestrickten Jagdtasche — einem Produkt meiner eigenen Hände — und hinausblickend in die Weite, die keine Grenzen haben würde, wenn nicht über dem nächsten Moore der blaue „Heidemann“ aufstiege und seine dunstige Wand emporzöge; oder hier und da das Auge auf ein im grünen Beringe seiner Bäume inselartig daliegendes, aus räucherigen, strohgedeckten Häusern und Hütten bestehendes Dorf stieße, bewohnt von einem friedlichen, stillen Geschlecht, ursprünglich friesischen Blutes, einem Menschenstamm, den für sein Jahrtausend langes Ringen mit einer trübseligen Natur und einem unfruchtbaren Boden die Geschichte dadurch zu entschädigen gewußt, daß sie ihm so fern geblieben war wie ihr nur irgend möglich.

Und dann ist mir bei der Rückkehr in der Erinnerung zu dieser Szenerie auch ein wenig zu Mute, wie einem Dichter zu Mute sein mag, der lange einem gründlich undankbaren und widerspenstigen Stoffe seine begeistertste Hingabe und seine besten Kräfte gewidmet hat, der allen Fleiß an ihn wendete, ohne ihn am Ende doch zu etwas Tüchtigem gestalten, ihn sich nur innerlich recht aneignen zu können. Ich habe als Knabe an diesen Boden, um ihn mir zu beleben, um auf dies weite Po-

dium mit seinen grauen Wolkensuffiten Gestalten zu stellen und eine Handlung darauf zu bringen, die schönsten Schwärmereien, Träume und Phantasmagorien gewendet. Wie dankbar habe ich ihm die wenigen, aber tiefen Eindrücke, welche er meiner knabenhaften Phantasie entgegenbrachte, dadurch vergolten, daß ich Alles auf ihn bezog, Alles in ihn hineintrug, was mir damals groß und schön, was mir Poesie schien! Ich rief Ossians Gestalten herbei und ließ sie durch die flockigen Nebel der schmalen Wiesentäler schweben. Wenn der Sturm über die Heide fuhr, hörte ich in seinem Rauschen die wehklagenden Stimmen der nordischen Walkyren, oder den Taisk, den Schrei dunkler Mächte, der todkündend über ein Hebrideneiland gellt; in den Abendwolken, welche sich goldumsäumt über dem Horizont türmten, erblickte ich Asgards leuchtende Zinnen, die Götterburg der ewigen Asen. Unter der breitgeästeten Buche, die mit ihrem Laube den Hünenstein überschattete, sah ich im Geiste den Hohenpriester, der gefangene Römer dem Thor schlachtet, während das Widderhorn an den Stämmen des heiligen Waldes wiederklingt!“ [1])

Diese Worte beweisen aufs klarste, und Schückings sämtliche dichterischen Werke bestätigen es, daß ihm die Heide selbst in ihrer eigenartigen Größe und Schönheit so zu sagen nichts bot, sondern daß sie ihm fast ausschließlich als der Tummelplatz seiner Phantasie und seiner Träume diente. Schücking war eben, obwohl eine gewisse lyrische Begabung ihm nicht abgesprochen werden kann, eine im Grund unlyrische Natur, und besonders für die mehr intimeren und nicht gleich ins Auge springenden Reize der ihn umgebenden Gotteswelt fehlte ihm fast jegliches Organ. So ist denn die erstaunliche Tatsache festzustellen, daß gerade der Dichter unserer Literatur, der 15 Jahre seines Lebens fast ununterbrochen inmitten einer der größten Heiden unseres Vaterlandes lebte, zu ihrem Lobe fast nichts zu singen und zu sagen

---

1) L. E., S. 7—10 und S. 32.

weiß, ja daß selbst in seinen „Lebenserinnerungen“, in denen alles, auch das Nichtigste wie mit einem goldigen Schimmer überhaucht erscheint, und die seine besten Heideschilderungen enthalten, er diese „farblos und einförmig“ schilt. So hat denn auch nicht er, von dem man es am ersten erwarten sollte, die Heide für unsere Literatur erobert, sondern Annette von Droste und W. Junkmann, seine beiden Landsleute, und der Österreicher A. Stifter sind die „Entdecker“ der Heide geworden.

Aber trotz und alledem wurde gerade die Heide für seine gesamte dichterische Entwicklung von so nachhaltiger Bedeutung, daß der Einfluß, den sie auf den Knaben ausgeübt, sein ganzes Leben hindurch fühlbar blieb. Eben weil nämlich, wie Schücking an anderer Stelle sagt, ihm die Heide „nichts unmittelbar die Phantasie Fesselndes und ihr bestimmte Beschäftigungen mit nahe tretenden Schöpfungen der Geschichte oder Werken der Kunst oder Bildungen der Natur Entgegentragendes“ bot, mußte sie für die so frühe und volle Entfaltung seines von beiden Eltern überkommenen, so überreichlich quellenden Phantasielebens desto wichtiger werden, mußte sie insbesondere den romantischen Hang, den Trieb in das Unendliche und Ferne um so kräftiger und reicher in ihm entwickeln. Wenn daher Schücking denjenigen Dichtern zuzuzählen ist, deren Phantasieleben besonders stark entwickelt ist, wenn sein Fabuliertalent insbesondere ein schier unbegrenztes ist, wenn ihm selbst bis in sein spätes Alter hinein der Hang zur Romantik und zum Wunderbaren so tief eingewurzelt blieb, daß ein norddeutsches Blatt bei seinem Tode schreiben konnte: „Die Romantik ist tot, Schücking ist gestorben“, so ist das an allererster Stelle der Heimat seiner Kindheit zu danken, der großen, unendlichen Heide.

Mit Schückings romantischen Neigungen hängt aufs engste eine seltsame Seite in seinem Wesen zusammen,

die uns Freiligrath in seinem stimmungsvollen Gedicht „Die Rose“ so anschaulich geschildert hat.

Wir saßen tief bis in die Nacht hinein,
Wie uns der Wind zusammen hier getrieben.
Es hatte jeder seinen Schoppen Wein
Und sah ins Glas und dachte seiner Lieben.
Wir waren stumm: Die düstre Seele schien
Sich aus dem Weine düstern Mut zu saugen;
Mir gegenüber träumend saß Levin,
Mein Freund Levin mit den Gespensteraugen.

Jch sprach zu ihm: Dein Blick erregt mir Graun!
Jch wagt' es oft in mitternächt'gen Stunden
Mir vor dem Spiegel selbst ins Aug' zu schaun —
Da hab' ich gleiches schaudernd wohl empfunden!
Daß ich ein Leib noch, ich vergaß es dann!
Aus ihrer Höhle wüsten Finsternissen
Sah mich die Sphinx, die eigne Seele, an,
Und sprach ihr Rätsel, höhnisch und verbissen.

So mein Gefühl bei deines Auges Glanz;
Ich meid' es scheu und bin doch sonst verwegen!
Es ist dämonisch, es ist Seele ganz,
Und, eine Seele, trittst du mir entgegen!
Du bist ein Geist, du wandelst körperlos.
O, sieh zu Boden, daß ich Frieden habe!
Dein Leib ist tot und in der Erde Schoß;
Umgehnde Seele, bleib auch du im Grabe! —

Er horchte still; doch wie man Flammen schürt,
So die Gemüter schürt' ich mächtig heute;
Den dunklen Vorhang hatt' ich keck berührt,
Und angeschlagen war die dumpfe Saite.
Wer, den ihr Tönen mystisch nicht durchzieht?
Wir saßen stumm; — wir lauschten auf ihr Klingen,
Wir standen zitternd auf dem Nachtgebiet,
Jn dessen Schatten keine Strahlen dringen.

O, welch ein schweigsam und verschleiert Reich!
Nur dem Erwählten gibt es selten Kunde;
Nur einem Herzen träumerisch und weich,
Haucht es sie zu mit leisem Geistermunde.
So war Levin: — was in der Brust ihm schlief,
Er teilt' es mit; ich saß, wie festgemauert;
Und bei Geschichten, wunderbar und tief,
Ward Stund auf Stunde rasch von uns verschauert.

Auch Schücking gehörte zu jenem „gequälten Geschlecht, den Sehern der Nacht", wie A. von Droste sie einmal nennt. „Gespenstererscheinungen, Ahnungen, Vorbedeutungen, Gesichte und Geister haben in seinem Leben stets eine Rolle gespielt."[1]) Das ist bei seinem sensitiven, nervösen Naturell nicht grade erstaunlich. Sicherlich haben aber die gespenstigen und nebelhaften Wunder der Heide viel dazu beigetragen, diese Seite so stark zu entwickeln. „An den Elementen, welche das Organ des Wunderbaren in uns ausbilden können, litt ich als Knabe nicht Mangel. Schon die Natur bot sie hinlänglich dar — der stille Wald, die Heide mit ihren Hünengräbern, die unermeßliche in abendliche feuchte Dämmerung und winterliche Nebelschleier verlaufende Fläche, über die wie aus weltverlorener Ferne zuweilen ein nächtlicher Ruf, ein rätselhafter Ton aus Menschenbrust schallte, den ich mir zusammenschauernd als den Hilferuf eines im fernen Moor Verirrten, als ein „Hoho, verdwolen!" eines unglücklichen Verlornen deutete. Und dann die Menschen, die unter dem Einfluß dieser Natur in Aberglauben völlig schwelgten; die nicht endende Geschichten von unserm Spukseher im Dorfe zu erzählen wußten. Hatten doch selbst die Hunde in dem Dorfe, das uns zunächst lag, ihren „Spoikenkieker" unter sich, einen schwarzbraunen Schäferhund, der regelmäßig auf einem Eckstein neben der Scheuer des Gehöfts saß und

1) Vgl. „Ferdinand Freiligrath und Levin Schücking". Von Prof. Dr. Levin Ludwig Schücking. In: „Deutsche Rundschau", Juni 1910, S. 412.

heulte, wenn am andern Tage eine Leiche aus dem Kirchspiel vorüberkommen sollte. In jedem richtigen Kindesgemüt wird sich Aberglauben ansetzen. Das Kind verlangt Antworten, und da die stumme Natur sie ihm nicht gibt, gibt es sie sich selbst. . . . . . .“ [1])

Noch deutlicher und mit einem gewissen Behagen an dem Grausigen der Situation hat Schücking in einem Gedichte geschildert, wie das geheimnisvolle Weben der Heide-Natur das „second sight“ in ihm ausgebildet.

. . . .

Ein Nachtstück war's, ein warm und lieblich Bild:
Die schwarze Nacht — der Raum von Licht erfüllt,
Es quoll hinaus bis zu den Erlenstämmen;
Und als ich sinnend in die Flamme sah —
War das ein Lufthauch? mir am Ohre, nah,
Ein seidnes Rauschen und ein Atemhemmen:

Ein Fraungewand! — weit faltig war's und groß —
Ich schnellt' erschrocken rückwärts in das Moos —
Da sah ichs freundlich sich herniederneigen:
Mit einem Fächer rührt' es meine Stirn,
Ein Zucken spürt' ich wirre mir im Hirn —
Nun stand es aufrecht an den Weidenzweigen.

Hoch war's und schlank, das Antlitz schien mir fahl,
Wie eine Wespe war die Mitte schmal,
Der Reifrock bauschte weit nach beiden Seiten:
Nun mit dem Kopfe winkt's — es nickte leis.
Mir von der Stirne troff der kalte Schweiß;
Gott Dank! 's ist fort! Ich sahs im Busch zergleiten!

Auf fuhr ich wie von Angst gepeitscht nach Haus,
Und als ich kam, schalt mich die Mutter aus,
Ich sah sie wartend an der Türe stehen:
„Wo kommst du her? Du bist ja kreideweiß.
Du weinst? Was ist dem Kind? Gott weiß!“ —
Seit jenem Abend kann ich Geister sehen. [2])

1) L. E., S. 48.
2) Vgl. „Gedichte“ 1846: „Das stille Kind“. (S. 66—68).

„Es gab eine Zeit, wo ich mein bestes Herzblut hergegeben für die geringste Spur von mittelalterlicher Romantik, für die winzigste kleine Burgruine, für einen altersgrauen Wartturm mit einem ausgebrochenen Zinnenkranz nur, oder nur die Spur irgend eines Geschehnisses, in welches sich ein Element des Romantischen und Abenteuerlichen gemischt hätte.“ [1]) Diese Worte beweisen wohl aufs beste, wie weit die romantische Sucht seiner Kinderjahre ging, ja daß sie sich, wie auch die oben citierten Verse zeigen, gelegentlich bis ins Krankhaft-outrierte steigerte.

Und es ist seltsam; alles, was Schücking in seinen „Lebenserinnerungen“ von seiner Kindheit erzählt, hat einen mehr oder minder romantischen Beigeschmack; alles andere — und es hat doch sicher an minder Interessantem und Romantischem in seiner Jugend auch nicht gefehlt — scheint ohne jede tiefere Spur an ihm vorübergegangen und dem Greise nicht mehr gegenwärtig zu sein. Auch die Amtsreisen seines Vaters, die dieser oft in Begleitung seines ältesten Sohnes machte, und die sicher meist nichts weniger als kurzweilig waren, haften ihm noch im Gedächtnisse, wenn nur irgend etwas Romantisches dabei über den Weg lief. Da erblickt er voll des hellsten Entzückens bei einem dieser Ausflüge endlich ein Stück wirklich greifbarer, lebendiger Romantik, „das erste Stück Mittelalter, einen alten, von der einstigen festen Stiftsburg Landegge übrig gebliebenen Teil“; bei diesem Ausfluge nimmt aber bald ein „romantisches Gefühl ganz anderer Art, als die grauen Trümmer erweckten“, seine Schwärmerei gefangen, als, „während bei der befreundeten Familie das Frühstück eingenommen wurde, die Tür des Speisezimmers sich öffnete, und ein junges Mädchen, wohl noch dem Kindesalter kaum entwachsen, in einem Rollstuhle hereingeschoben wurde — bleich, an irgend einem Übel, dem sie früh erlegen ist, leidend,

1) L. E., S. 32/33.

aber wie mir schien, engelhaft schön und eine so rührende Duldererscheinung, daß ich sehr lange den Eindruck davon nicht wieder los wurde.“ [1])

„Häufiger wurden solche Reisen, und dann auf mehrere Tage, nach einem Ziele unternommen, das in nordwestlicher Richtung ein wenig weiter entfernt lag, ... einem sehr originellen und eigenartigen Ort, [2]) der mir jedesmal einen traum- und märchenhaften Eindruck machte, wenn wir ihn in der Dämmerung erreichten und zwischen den kleinen holländischen blanken Giebelhäusern an der einen Seite und dem stundenlangen Kanal an der andern hinfuhren — dem langen Kanal, aus dessen aufsteigenden Abendnebeln wie wunderliche Phantasieausgeburten die hohen Seeschiffe ihre Masten, Raen und Spieren aufstreckten, während dazwischen hohe galgenhafte Zugbrücken in fernen Perspektiven ragten. . . . . Voll Anregungen steckte für mich dieser Platz mit seinen Schiffen und Schiffswerften, seinen Matrosen und Kapitänen, diesen wetterbraunen, derben Männern in dunkelbrauner Friesjacke, die von Sumatra und Batavia, von Valparaiso und Montevideo sprachen, als ob es kleine Ausflüge in die Nachbarschaft seien. Und dann all die seltsamen und wunderbaren Dinge, die sie von den fernsten Meeresküsten mit heimgebracht, und die nun ihre und ihrer Rheder Häuser schmückten; diese Meerwunder und Indianerwaffen und chinesische Pagoden und fremden Tierarten — eine ganze Wunderwelt stieg da in die Ferne verlockend vor der Phantasie auf!“[3])

Und mutete Klemenswerth selbst, mit seinen Rokokogebäuden und Parkanlagen nicht an, wie ein verwunschenes Schloß, aus irgend einem romantischen Zauberlande in diese Einöde versetzt? Gab

1) L. E., S. 35/6.

2) Gemeint ist Papenburg, wo der mit Schückings Eltern befreundete „Dichter“ Gottfried Buren, ein sehr origineller Mann, wohnte.

3) L. E., S. 37, 39 und 40.

es doch hier sogar — soll eine romantische Welt vollständig sein, so darf auch das nicht fehlen — ein „richtiges, düsteres, melancholisch aussehendes Kloster mit einem großen Refektorium darin“, das der Schloßkapelle angebaut war, und in dem noch zwei Mönche des inzwischen aufgehobenen Klosters — sehr wunderliche und originelle Gestalten — zurückgeblieben waren.

Ein wahres Prachtstück romantischer Originalität aber barg Klemenswerth in sich in der Gestalt „eines gnomenhaften Männleins, das ich eines Tages zu meiner Überraschung in den großen, kirchenähnlichen Hallen, welche einst als Hofküchen gedient hatten, und deren sonst immer verschlossene Türen sich jetzt geöffnet zeigten, erblickte. Auf den aufgemauerten Herden glühten aufs neue die Kohlenfeuer und darauf lagen große mit Fichtenzapfen bedeckte Blechplatten. Der schwarze, verhunzelte Gnom trieb eine bisher in der Gegend unbekannte Industrie; er brachte durch die Hitze die Schuppen der Zapfen zum Aufspringen und gewann ihnen dann ihre Samenkörner ab; er saß dabei viele Tage und Nächte hindurch unausgesetzt, aber für die Langeweile der stillen Tage schien ihm die merkwürdige Kurzweil, welche ihm die Nächte brachten, zu entschädigen. Denn nach den Erzählungen, die er in einer eigentümlich skizzenhaften, sich auf mysteriöse Andeutungen beschränkenden Weise gab, die den Eindruck derselben um ein ganz Bedeutendes erhöhten — mußten die Nächte, die er allein wachend in den alten Küchenhallen zubrachte, voll der wunderbarsten Erscheinungen und Gestalten sein, die man sich nur vorstellen kann. Oft kamen sie zu ihm in die düstere, vom Feuer durchschienene Halle hinein; meist aber begnügten sie sich, an der der Hitze wegen weit geöffnet bleibenden Tür vorüberzuziehen. Den tiefsten und schauerlichsten Eindruck machte mir vor allen ein unglücklich verfolgtes Weib mit lang nachflatternden Haaren, die von Zeit zu Zeit an seiner offnen Tür vorbeistürzte, einem lauten Anrufe zu, der ihr aus dem Walde entgegenscholl; gleich darauf kam ein Reiter auf einem schwarzen wildschnaubenden

Roß ihr nachgesprengt; sie verschwand im Walddunkel, der Reiter ebenfalls, dann aber vernahm man ein herzbrechendes Hilfsgeschrei, und dann war alles wieder ruhig, totenstill! — Derartiger Geschichten steckte das verhunzelte Tannenzapfenmännchen voll — er mußte eine wahre Callot-Hoffmann-Phantasie in seinem einsamen Berufe ausgebildet haben. Die lebhafte Erinnerung an ihn hat mich veranlaßt, seine Gestalt in meinem Roman „Verschlungene Wege“ zu zeichnen“.[1])

Aber bei all diesen romantischen Eindrücken und Träumen, dem bloßen kindlichen Spiel seiner Phantasie, auch beim Lesen der Skottschen Romane und der anderen Dichter blieb es nicht; das für Schückings ganzes Leben so wichtige Charakteristikum, „seine gewaltige Geschäftigkeit und sein unermüdlicher Tätigkeitsbetrieb“ zeigte sich schon in seiner Jugend in unverkennbarer Weise und weckte u. a. auch die Lust an eigener schöpferischer Darstellung sehr früh. „Ich muß ein noch sehr hilfloser, kleiner Knirps gewesen sein, als meine Mutter ein Heftlein bei mir fand, worin ich die Geschichte der sieben Könige Roms auf meine Art und gewiß mit unverantwortlicher Nichtberücksichtigung der Forschungen Niebuhrs ausgearbeitet hatte; und nachdem ich so löblich begonnen, ward ein alter wurmzerfressener Foliant türkischer Historien mir zur Fundgrube für einige gewiß sehr erhebende Charakterbilder des großen Helden Iskanderbeg von Albanien und des mächtigen Piratenhauptes Haireddin-Barbarossa. Nach der Übung in der ungebundenen Rede lag die in der gebundenen nahe: die erste wurde in einer für Poeten nicht ganz unpassenden Situation geleistet. Ich saß nämlich in einer unserer zahlreichen Mansardenkammern, die, mit den wurmstichigen Möbeln, wie sie einst den kurfürstlichen Piqueurs gedient, höchst dürftig ausgestattet, mein kleines Reich für mich bildete; ein ganz entsetzlicher Sturm umtobte das Haus, als ob er die Welt

1) L. E., S. 46/7.

in Stücke schlagen wolle; der eiskalte Windstrom drang durch alle Ritzen des alten Gebäudes; um ihm besser zu entgehen, stellte ich meinen Stuhl auf den Tisch, nahm zur Erwärmung die Bettdecke über die Kniee und arbeitete hier oben mein erstes Gedicht: „Der Sturm“, aus — ich fürchte, daß es schon nach der alten Regel, wonach künstlerische Darstellung inmitten der Situation selbst nicht zu geraten pflegt, nur sehr bescheidenen Ansprüchen genügte. Dann folgten Balladen, Rittergeschichten à la Karl von Eichenhorst u. s. w.[1])

Doch habe ich mit diesen unnützen Bestrebungen gottlob nicht viel Zeit verloren — es gab ja so viel anderes zu tun! Es mußte doch auch in den bildenden Künsten und im ganz gewöhnlichen Handwerk das dringend Nötigste geleistet werden — ich hatte zu zeichnen, zu aquarellieren, Situationspläne der Gegend zu machen, vor allem Baupläne zu entwerfen, denn ich war namentlich ein großer Architekt, die Baukunst dachte ich mir als meinen Lebensberuf. Ich hatte also Pläne, Durchschnitte, Aufrisse zu ganzen Domen zu machen, deren konstruktive Ausführbarkeit mir viel zu schaffen gab, namentlich was Kuppelbauten betraf; oder bei Palästen die Anlage der Schornsteine, die gar zu oft mitten durch die Empfangssalons des oberen Stockwerks brechen wollten. Dieser architektonische Hang ist mir treu geblieben — auch darin, daß mir die bedauerliche Verworrenheit in der Anlage prachtvoller Villen, Schlösser und Häuser in unseren Ro-

1) Auch in einem Briefe an A. v. Droste berichtet er von seinen ersten dichterischen Versuchen: „Ich weiß noch lebhaft, wie ich ihr (Schückings Mutter) meine Verse, die sonst Niemand zu sehen bekommen hätte, für die ganze Welt nicht — zeigte, und wie sie eines Abends, indem ihre kleine zarte Figur sich auf meine Schulter stützte und mit mir die lange Allee nach dem Dorfe hinabwandelte, sagte, wenn ich nun nächstens wieder solch eine mittelmäßige Charade machte und mich anstrengte, sie noch besser zu machen, dann sollte sie in den Merkur (eine in Münster erscheinende Zeitung) geschickt werden. Ich hatte eine merkwürdige Freude darüber, denn daß meine Verse in dies so höchst gediegene und geistreiche Blatt kommen sollten, wo die ihrigen standen, mein Gott, welche Ehre an die ich nicht im Traum gedacht“. (Briefe, S. 9/10).

manen viel zu schaffen macht, deren bauliche Anordnung oft ganz unglaubliche Rätselhaftigkeiten bietet. Und dann waren in einem Flügel unseres Gebäudes eine Schreiner-, in einem andern eine Schmiedewerkstätte, worin mancherlei für das Schloßgebäude nötige Reparaturarbeiten vorbereitet wurden; ich habe den gutmütigen darin hantierenden Meistern mit meinem auf die Herstellung von allerlei Gerät und Vogelbauern, von großen und kleinen Nägeln und Werkzeugen gerichteten Schaffensdrange sicherlich viel gute Bretter und scharfe Hobel und Handsägen verdorben — an den alten Eisenstücken war wohl weniger verloren. Und daneben — aber vertiefen wir uns nicht in das Detail all der Dinge, auf die eines betriebsamen Knaben, der alles machen und können möchte, Tätigkeitstrieb verfällt".[1])

„Zuweilen trat in meiner ersten Knabenzeit ein gründlicher Dekorationswechsel dadurch ein, daß ich zu dem väterlichen Großvater und Paten nach Münster gebracht wurde.[2]) Da war nun alles anders, aber auch gründlich anders — bis auf den Namen, mit dem man mich rief, und der hier Bernhard nach dem des Paten lautete. Da war ein großes Zimmer, in dem alle Wände mit schönen alten Gemälden bedeckt waren, und hinten ein geräumiger mit einer Fenstertür auf ein Gärtlein sich öffnender Saal, in welchem der Großvater seine Tage zubrachte. War das ein wunderlicher, schweigsamer, Respekt einflößender Mann![3])

1) L. E., S. 25—27.

2) Weniger wichtig, aber auch von einem romantischen Erlebnis sehr eigener Art begleitet, war die Reise, die er, als 4jähriger Knabe, mit seinen Eltern nach Dülmen zu den Großeltern mütterlicherseits unternahm. Er lernte hier nämlich die „stigmatisierte Nonne von Dülmen" kennen, wie Schücking sie nennt, oder Katharina von Emmerich, wie sie gewöhnlich heißt. Trotz seiner sehr jungen Jahre machte das „wachsbleiche Frauenbild, dessen Anblick Mitleid einflößen mußte", tiefen Eindruck auf ihn, und noch in den „Lebenserinnerungen" (S. 49—52) berichtet er eingehend hierüber.

3) Vgl. die Charakteristik auf Seite 4, 5, 12 und 13.

Er lebte völlig isoliert, in etwas wie einer „vatikanischen Gefangenschaft“, den Tag hinbringend in dem großen Gartenzimmer, in Gesellschaft der dunklen Ahnenbilder von geharnischten Männern und gepuderten Frauen, die an den Wänden hingen, auf die das Licht durch Fensterflächen mit noch in Blei gefaßten Scheiben fiel; beschäftigt mit der Lektüre meist französischer Bücher, der Geschichtswerke von Rollin, Bossuet, Raynal..... Nervös angelegte Naturen werden expansiv erst in den Abendstunden. Das war auch bei meinem Großvater der Fall..... Er schilderte dann mit Vorliebe, was er in seiner Studienzeit, die er in Wien zugebracht, erlebt; oder er sprach von seinem Vater, der auch schon ein wunderliches Einsiedlerleben geführt zu haben schien. Oder von seinem Oheim, dem Kanzler des Hochstifts, erzählte er, welche Gunst dieser in Wien bei der unvergeßlichen Kaiserin Maria Theresia genossen, und mit welch großmächtigem Train er zur heiligen Stadt Köln gezogen, so oft er dort zusammen mit dem kurbrandenburgisch-kleveschen Gesandten, den Ständen des niederrheinisch-westfälischen Kreises zu präsidieren gehabt. Oder von den Staatsaktionen unseres ehemaligen souveränen Reichslandes, seiner Größe und all seinen jetzt, nachdem es an Preußen gefallen, untergegangenen Herrlichkeiten“.[1])

So ergänzte das Haus des Großvaters die Klemenswerther Welt in glücklichster Weise. Trat dem Dichter doch in diesem seltsamen Manne mit seinem zurückhaltenden, vornehmen Wesen gleichsam die Verkörperung des aristokratischen 18. Jahrhunderts entgegen, das ihm besonders ins Herz geschrieben war. Und mußte nicht die Schwärmerei für die Bedeutung seines Geschlechts und seines engeren Heimatlandes besonders aufflammen in dem alten Hause, wo ihn die Bilder seiner Ahnen von den Wänden grüßten, und in der Stadt, mit deren Geschichte der Klang seines Namens so eng verknüpft war?

---

1) L. E., S. 53—58.

Rückblickend auf sein wundervolles, romantisches Knabenalter will Schücking außer dem vielen Guten und den mannigfachen glücklichen, dichterischen Anregungen und Elementen, die ihm seine Heimat bot, auch manches ihm später so Verhängnisvolle in seiner Wurzel bis hierher verfolgen. An nicht weniger als drei verschiedenen Stellen spricht er sich in diesem Sinne aus, ein Beweis, welche Wichtigkeit er dieser Tatsache selbst beimißt. „Die Grundsätze des Emile haben sich, ich fürchte ein wenig verhängnisvoll, auch in meiner Kindheit geltend gemacht — insofern die Erziehung zu den stillen Tugenden der Anspruchslosigkeit, Selbstverleugnung und Bescheidenheit von neueren Philosophen als nicht ganz die richtige Abrichtungsmethode für den einen eisernen Willen, zähes Selbstgefühl und Schneidigkeit verlangenden Kampf um's Dasein nachgewiesen ist“.[1]) „Jedenfalls ist eine unter einfachen Verhältnissen „im Schloß der Natur“, auf dem Lande zugebrachte Jugend eine glücklichere, als sie in den meisten Fällen in der Stadt sein mag. Aber eben so wahr ist auch, daß der moderne Mensch nicht zu spät in die moderne Welt gelangen darf. Er lernt sonst auch zu spät das „nil admirari“ und legt zu spät die Menschenfurcht ab, er stößt sich zu spät die Hörner des Idealismus ab — und bringt etwas von einem jungen Mädchen, das mit fragenden Augen verehrungsbedürftig in die Welt schaut, mit in diese. Und die zu spät kommende Entdeckung, wie wenig des Verehrungswürdigen die Welt eigentlich hat, nimmt ihm nicht immer, sondern erhöht vielleicht nur die Befangenheit und den Isolierungstrieb, den er aus seiner frühen Einsamkeit mit sich ins Leben genommen hat; und schwerlich wird er es je zu jener Kunst, sich geltend zu machen, und jenem siegreichen Vordringen glücklichen Selbstgefühls bringen, um das ich so viele meiner mitstrebenden Zeitgenossen beneidet habe“.[2]) „Auf einem farblosen und einförmigen Heimatboden aufwachsend,

1) L. E., S. 18.
2) L. E., S. 67.

fand ich nichts Gegenwärtiges, nichts unmittelbar die Phantasie Fesselndes und ihr bestimmte Beschäftigungen mit nahe tretenden Schöpfungen der Geschichte oder Werken der Kunst oder Bildungen der Natur Entgegentragendes, was einem jungen Geiste seine Richtung angewiesen hätte. Ich mußte alles das, was ein junges Gemüt dunkel als Inhalt der Welt empfindet, jenseits der Grenzen meiner Existenz in der weiten Ferne des Raums oder der Zeiten suchten. Und so habe ich mir denn leider, fürcht' ich, schon von daher das Suchen in der Ferne angewöhnt, das Hinweg- und Hinausschauen auch über das Befriedigende und das Gute, welches das Nächstliegende, der Augenblick, die Gegenwart bieten; ein höchst unphilosophisches stets in die Zukunft Hineinleben und Streben, ein Sehnen nach Wünschen, die ebenso unbestimmt wie ihre Erfüllung unwahrscheinlich sind. Auch vielleicht das für Konzentration und Gründlichkeit verhängnisvolle Interesse für einen zu weiten Kreis des geistigen Lebens nach allen Richtungen hin. „Qui trop embrasse, mal étreint".[1])

Sicherlich bergen diese sich gegenseitig ergänzenden Äußerungen Schückings manches Wahre in sich. Die übertriebene Scheu vor der Welt, die er mit seinem Großvater gemein hatte, die von seinem Vater überkommene, unglückliche Anlage eines zu sehr ins Weite und in die Ferne strebenden Geistes mußten allerdings in der einsamen Welt seiner Kindheit besonders gestärkt werden. Andererseits weist aber in Schückings späterem Leben vieles darauf hin, daß ihm dies alles zu sehr im Blute lag, als daß selbst eine mehr städtische Umgebung während seiner Jugend daran viel geändert und gebessert haben würde.

Und entschieden übertrieben ist es, wenn er es so darstellt, als ob es ihm infolge einer falschen Erziehung und des oft ziemlich energielosen Hinträumens in seiner Kindheit später an der nötigen Energie gefehlt hätte, den Kampf ums Dasein siegreich durchzuführen. Gerade das Gegenteil ist wahr; wenn je ein Mensch mit dem Schicksal zu

1) L. E., S. 41.

ringen verstanden, mit eiserner Willenskraft und staunenswerter Ausdauer, so ist er es wahrlich gewesen, und wenn es ihm hierbei an der nötigen Dreistigkeit und auch wohl Rücksichtslosigkeit gefehlt hat, die ihn wahrscheinlich weiter gebracht hätte, als sein oft übertriebenes Zartgefühl, so ist das ein Charakterzug, der auch ohne Klemenswerth in ihm herrschend geblieben wäre.

Erst gar nicht aber passen Schückings Worte für seine poetische Entwickelung. Es kann doch einem Dichter wahrlich nicht schaden, wenn gerade jene Seite seiner poetischen Natur besonders gefördert und entwickelt wird, die eigentlich überhaupt erst den Dichter macht, nämlich die Phantasie, der ein Goethe vor allen übrigen Göttinnen den Preis reicht.

Aber was bei weitem wichtiger ist! Wenn bei irgend einem Dichter je die Gefahr der Zersplitterung nahe gelegen, und die vielleicht noch größere Gefahr, daß die weniger glücklichen Gaben zu früh sich entwickelten, und er so von vornherein auf eine falsche Bahn gedrängt wurde, so sicherlich bei Schücking mit seiner komplizierten Natur, seinen vielen, von den Eltern und Vorfahren überkommenen, einander teils widerstrebenden Gaben. Wenn aber allem zum Trotz Schückings poetisches Charakterbild selbst in seiner Jugend, wo alles noch durcheinander gährt, ein verhältnismäßig einheitliches und klares bleibt, und es fast ausschließlich widrigen, äußeren Umständen zuzuschreiben ist, daß Schücking überhaupt später von dem richtigen Wege ablenkte oder vielmehr, sehr gegen seinen Willen, ablenken mußte, so ist dies an allererster Stelle der Stätte seiner Kindheit zu danken. Eben die in gewissem Sinne geradezu e i n s e i t i g e Ausbildung, die ihm hier zuteil wurde, mußte im stärksten Maße sammelnd und daher ungemein glücklich auf ihn einwirken. Nur so wurde es möglich, daß gerade das Beste in ihm, der echt westfälische Hang zur Romantik und die Neigung zur Geschichte und damit zum historischen Roman, nicht minder aber der herrliche deutsche Idealismus, der selbst in seinen schlechteren Schriften noch so sympatisch berührt,

solch tiefe, unausrottbare Wurzeln in dem noch jungfräulichen Boden seiner poetischen Natur schlug, daß es nicht schon im Keime von all den vielen anderen Neigungen erstickt oder doch verkümmert wurde.

Daher ist Schückings fernere Entwickelung ohne die Klemenswerther Zeit gar nicht zu verstehen. Man kann über manche Abschnitte seines späteren Lebens raschen Schrittes hinweggehen, ja man könnte ganze Jahre hieraus streichen, und Schückings Charakterbild würde dadurch nicht im geringsten geändert. Die Klemenswerther Zeit jedoch ist in mehr als einer Hinsicht die wichtigste und grundlegende Periode für den Menschen, insbesondere aber für den Dichter Schücking geworden. Alles Große in ihm, alles das, was erst eigentlich den Dichter in ihm macht, wurzelt letzten Endes in den Klemenswerther Jahren: Ohne Klemenswerth kein Schücking.

2. Teil.

Auf dem Gymnasium und der Universität.

„Es ist auf meine Jugend viel Sonne gefallen“, konnte Schücking wahrlich mit Recht von der Klemenswerther Zeit schreiben; doch auch noch für die folgenden Jahre haben diese Worte ihre Geltung. Nachdem Schücking sein 15. Lebensjahr erreicht und „tief zerknirscht und in rührendster Gläubigkeit“ zur Kommunion gegangen, kam er, da der Unterricht des Hausgeistlichen und anderer Lehrer nicht mehr ausreichte, auf das Gymnasium zu Münster.

Mit ganz anderen Augen aber wie früher, als er öfters zum Besuche des — inzwischen verstorbenen — Großvaters in Münster weilte, stand er nun den Wundern der alten Wiedertäufer- und Bischofsstadt gegenüber. „Jetzt verstand ich den ausgeprägt historischen Charakter dieser Stadt, die einst ein mächtiges Gemeinwesen war, und deren hochstirnige Giebel mit so viel verdrossenem Trotz auf die Wandlungen der Gegenwart herabblickten. Ihre schönen und bewundernswerten Kirchen, ihre Wiedertäuferkörbe und alle die Spuren und Anklänge an die Zeit des Königs von Sion, des westfälischen Friedens oder des großen Kondottiere Bernhard von Galen ließen mich nicht los; ich begnügte mich nicht mit den Büchern, welche davon handelten, sondern vertiefte mich in das, was schon damals in Urkundenwerken darüber zu lesen und was mir verständlich war. Damals waren die alten Kirchen auch noch schön im Innern; in jeder hatten die sich folgenden Jahrhunderte ihre Spuren, ihre Denkmäler, ihre Epitaphien als eben so viele rührende Anrufungen an die Pietät der nachfolgenden Geschlechter, sich in Frömmigkeit der Da-

hingegangenen zu erinnern, hinterlassen; die Jahrhunderte hatten gewetteifert, sie zu schmücken, und jedes hatte dabei seinen Charakter ausgeprägt, das Mittelalter, die Zeit der Renaissance, die des Rokoko. Und sprachen diese stillen Kirchen, die wie die letzten Asyle waren, in welche die Vergangenheit sich geflüchtet hatte, tief zum Herzen, so tat es ergreifender und mächtiger der feierliche und pomphafte Kultus bei den bischöflichen Hochämtern in der Kathedrale, die von so vortrefflichen musikalischen Aufführungen begleitet waren. Diese musikalischen Aufführungen, deren wogende Klänge in einfacher Größe unter den Wölbungen des Domes dahinzogen, während die durch die hohen gotischen Fenster einfallenden und durch aufwallende Weihrauchwolken gebrochenen Sonnenstrahlen um die steinernen Gestalten alter Kaiser und Bischöfe spielten, denen sie neues Leben zu verleihen schienen, haben mir stets einen erschütternden Eindruck gemacht“.[1])

Bot ihm somit die Stadt des Interessanten, Belehrenden und Anregenden genug, um ihm über das Heimweh nach seinem romantischen Heidelande hinwegzuhelfen, so war doch der Übergang von der freien Ungebundenheit in Klemenswerth zu der strengen Schulzucht zu plötzlich gewesen, und es scheint im Anfang nicht an öftern, ärgerlichen Zusammenstößen mit seinen Lehrern gefehlt zu haben. Zudem verleidete die pedantische Art und Weise, wie die meisten von diesen ihr Fach auffaßten, ihm den Schulunterricht bald gänzlich und nahm ihm auch die Freude an dem, wozu seine natürlichen Anlagen ihn besonders trieben, wie an der alten Geschichte und der Lektüre der lateinischen und griechischen Klassiker.

Dafür beschäftigte er sich aber auf eigene Faust um so fleißiger mit dem Englischen, Französischen, der Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit. „Und so las ich denn den Gil Blas, wo es an der Zeit gewesen, zu sehen, wieviel Parasangen und Stadien Xenophons tapfere

---

1) L. E., S. 70—72.

Zehntausend einmal weiter gerückt waren; oder Yoricks sentimentale Reise, statt im Livius mich mit den alten Freunden aus meinen Kindestagen, den sieben Königen Roms und der weisen Nymphe Egeria zu beschäftigen. Diese sieben Könige und alle Könige der klassischen Welt überhaupt, hatten ihren Anteil an meinen Sympathien vollständig an die Hohenstaufen überlassen müssen, die in Raumers Darstellung mich begeisterten, wie die Gestalten der Kreuzzüge in der Michauds; auch schienen mir Sainte-Palayes und Büschings Werke über Rittertum und Turniere, ja Schmidt's bändereiche trockene deutsche Geschichte — wer kennt sie heute nur noch? — unendlich anziehender als alles, was in der Klasse von Cyrus, Darius und Xerxes vorgetragen wurde".[1])

Bestärkt wurde er in seinen neusprachlichen und geschichtlichen Studien besonders durch seinen Onkel Ferdinand, „einen älteren Herrn, der sich einst auf mehreren Universitäten, wo er sich als Jurist inscribiert, aufgehalten, daselbst absolut nichts gelernt und jetzt absolut nichts zu tun hatte; in einem sehr reifen Alter hatte er meine Tante[2]) geheiratet, und diese — kinderlose — Ehe bot ihm nun auch keinen großen Zeitvertreib. Er nahm sich meiner mit warmem Eifer an, machte weite Spaziergänge mit mir und gab mir Unterricht im Englischen; wir lasen Molière und Le Sage zusammen; daneben ward er nicht müde im Erzählen, und ich lernte durch ihn, wie man's früher getrieben in der Gesellschaft der guten alten Zeit, ehe noch die Revolution, die Emigranten, die Franzosen gekommen, und was man dann später alles erlebt, lauter Dinge, die man sich nicht hatte träumen lassen in den goldenen Jugendtagen, als man noch in Göttingen n i c h t studierte".[3]) Nach Schückings Worten in den „Lebenserinnerungen" zu schließen, scheint dieser Mann ein ganz hervorragendes Erzählertalent besessen und mit seinen

1) L. E., S. 69.

2) Eine Schwester von Schückings Vater, die der Dichter Sonnenberg einst verehrt hatte; vgl. L. E., S. 59.

3) L. E., S. 73/4.

Schilderungen aus der guten, alten Zeit und der später durch Napoleon hervorgerufenen gewaltigen Umwälzungen den so phantasiebegabten Knaben völlig hingerissen zu haben. Der Onkel Ferdinand bildet daher das wichtige Schlußglied in der Kette jener Momente, die gerade das 18. Jahrhundert und den Anfang des 19. so lebendig in dem Dichter machten, daß man bei seinen Erzählungen aus dieser Zeit den Eindruck des Selbsterlebten hat.

Zwei äußere Ereignisse von großer Wichtigkeit fallen noch in diese erste münsterische Zeit.[1]) Am 2. November 1831 starb Schückings Mutter. „Es war der erste große Schmerz, der in mein junges Leben trat", sagt Schücking in dem „Lebensbild" der A. v. Droste,[2]) und diese Worte, sowie der Umstand, daß er noch im späten Alter nie ohne tiefe Rührung dieser einzigen Frau gedachte, lassen entfernt das Weh ahnen, das ihn beim Empfange der Todesbotschaft durchzuckte. War doch seine Mutter die einzige hier auf der Welt, an der er mit der ganzen tiefen Innigkeit seines zartfühlenden und liebebedürftigen Herzens hing, der allein er dieses vor der Außenwelt so scheu sich verschließende Herz öffnen und ausschütten mochte, und die allein imstande gewesen wäre, den schwer lenkbaren und eigenwilligen Knaben auch in seinen späteren Jahren noch zu leiten. Die Kunde mußte daher geradezu zerschmetternd auf ihn wirken, und es ist sicherlich keine Übertreibung, wenn er schreibt: „Es kam danach ein Gefühl über mich, als sei die Welt um mich her ein mich weiter nicht berührendes Schauspiel geworden, ein Gebilde aus un-

---

1) Tiefen und unauslöschlichen Eindruck machte auch auf ihn der Selbstmord seines einzigen Freundes während dieser Zeit, „eines warmherzigen, sinnigen, liebenswürdigen Knaben, der sehr hübsche Gedichte machte und dem das Lernen unendlich leicht wurde". Schücking meint, er wäre vielleicht nicht ganz unschuldig an dem „Ausgange dieses so bedeutend angelegten und hochbegabten jungen Mannes", der zugleich aber sehr ehrgeizig war, da er, Schücking, einmal das Prämium für „deutschen Stil" erhalten, das sonst immer der Freund bekommen.

2) Schücking: „Annette v. Droste, ein Lebensbild", Hannover 1871. S. 19.

wesentlichen Schattengestalten, die für mich ihre Bedeutung und ihr Leben verloren hatten".[1]) — Sie starb viel, viel zu früh für ihn. —

Zwar bot ihm das Schicksal zur selben Zeit, als er die Mutter verloren, einen Ersatz in ihrer Freundin A. v. Droste-Hülshoff. Aber wenn auch Schücking diese stets als sein „Mütterchen" verehrt und geliebt hat, wenn auch das sich in jenen Jahren anspinnende Verhältnis zwischen ihnen für sie beide später von der größten Bedeutung werden sollte, nie hat sie ihm die Mutter ersetzen können und einen eigentlichen, bestimmenden Einfluß nie auf ihn gewonnen. In seinen Lebenserinnerungen aber hat Schükking bezeichnender Weise die Schilderung, wie er A. v. Droste zuerst kennen gelernt und ihr näher getreten ist, aufs engste mit dem Berichte von dem Tode seiner Mutter verbunden.

„Ich war von meinen Eltern bei einem geistlichen Herrn untergebracht, der Kaplan des Bischofs war und gern seine feineren und weltmännischen Manieren in adeliger Gesellschaft zeigte. Als ich ihm eines Tages sagte, daß meine Mutter mir einen Brief an ein ihr befreundetes Fräulein v. Droste-Hülshoff mitgegeben, und daß ich diesen Brief, den ich schon lange aufbewahre, durchaus einmal auf dem Gute des Fräuleins abgeben müsse, zeigte er sich sehr beeifert, meinen Führer dahin zu machen. An einem freien Nachmittage brachen wir denn auf und wanderten aus einem der nördlichen Tore Münsters einen sandigen weiten Weg entlang; dann über Kämpe, bis wir den eigentümlichen kleinen Edelhof Rüschhaus erreichten. Das Fräulein empfing mich sehr freundlich, ein wenig mit der gemessenen Zurückhaltung, welche ihr stets die Gegenwart der Ihrigen auferlegte, fragte viel nach meiner Mutter und zeigte mir ihre Schätze, in Glasschränken aufbewahrte, kleine Naturaliensammlungen und ein paar runde Bleischeiben mit getriebenen Figuren.

1) L. E., S. 82.

Ich bin dann noch ein paar mal in längeren Zwischenräumen zu ihr hinausgegangen. Im November 1831 hatte ich dann den Schmerz, meine gute Mutter zu verlieren. . . . Annette von Droste sandte mir eine dringende Aufforderung, zu ihr heraus zu kommen, der ich mich nicht entziehen konnte. Ich ging zu ihr, um bei ihr die Ausdrücke einer tiefgerührten Teilnahme zu finden. Sie selbst fühlte sich eigentümlich durch die Tatsache erschüttert, daß sie, eben im Begriff, meiner Mutter zu schreiben, sich eine Zeitung zur Unterlage dabei genommen und, ihre Gedanken zum Schreiben ordnend, absichtslos auf diese Unterlage blickend, darin zu ihrem Schrecken die Todesanzeige meiner Mutter gelesen. — Sie sagte mir später oft, daß ich ihr von diesem Augenblick an wie ein Vermächtnis meiner Mutter gewesen“.[1])

Da auf dem Wiener Kongreß 1815 der nördliche Teil des Münsterlandes, wozu auch Klemenswerth gehörte, zum Königreich Hannover geschlagen war, so mußte Schücking als nunmehriger Hannoveraner sein Maturitätsexamen in diesem Lande ablegen. Er bezog daher das Gymnasium zu Osnabrück, wo jetzt „das Leben der Familie zu gravitieren“ begann und wo sein Vater eine „brave, würdige, zweite Frau“ fand.

Nachdem er die Abiturientenprüfung mit der Note 2 bestanden, bezog er die Universität München. Er hatte die schöne Isarstadt besonders „ihres Kunstrufes willen“ gewählt. „Ich wollte eben mehr lernen als die Jurisprudenz, für die als Brotstudium ich bestimmt war. Ein junger Maler schloß sich mir für die Reise an, die wir nun äußerst langsam, teils zu Fuß, teils mit allerlei Vehikel zurücklegten. Einen nachhaltigen Eindruck machte mir Köln. Ich kannte genug von der Römer-, Merovinger- und Frankengeschichte, um in große Schwärmerei für diese damals noch ganz kuriose und tausend merkwürdige,

1) L. E., S. 80—82.

abenteuerliche Dinge bietende Stadt, der, wie keiner anderen, die Vorzeit ihre charakteristischen Spuren aufgedrückt hatte, zu geraten. Nichts Wunderlicheres konnte es z. B. in der Welt geben, als den Dom in seinem damaligen Zustande: Strukturen, die sich himmelan schwangen, Bildungen von traumhafter Schönheit zwischen Holzverschlägen und dürftigsten, bettelhaftesten Mauerfüllungen. Ich erkletterte die Galerie des hohen Chors und sah im Abendscheine die alte heilige Colonia Agrippina mit ihren furchtbar verwitterten Türmen und Kirchen, ihren schwarzen, barocken Giebeldächern, den weiten, verödeten Gärten und Feldern unter mir daliegen und erhielt einen Eindruck, durch den ich mich später, als der Gedanke des Ausbaues des Domes laut wurde, verleiten ließ, ein, ich fürchte über alle Maßen romantisch-konfuses und ungegohrenes Büchlein, „Der Kölner Dom und seine Vollendung“, zu schreiben. Rheinaufwärts durch die enge „Pfaffengasse“ begleitete mich eine wunderliche tiefe Schwermut — ein Gefühl, als ob mein Leben in eine düstere schwarze Felsenenge mit Ruinen rechts und links und ohne Ausgang gerate — eine solche Bedrücktheit kann mich noch jetzt in engen Berggegenden erfassen.

Nach vielen, vielen Tagen und nach mancherlei Abenteuern wurde München erreicht. Es war das eine ganz neue Welt, die mit tausend neuen Bildungselementen und bei einem lebhaften Interesse für diese auch mächtig fördernd auf mich einwirkte. Ein eigentliches Studentenleben gab es dort nicht; ich habe wenigstens nichts davon gewahrt; die juristischen Vorlesungen waren nicht sehr anziehend, nur G. Phillips fesselte durch seinen lebendigen und ideenreichen Vortrag über deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte. Und ein wunderlicher, orakelnder, fesselnder Seher war J. Görres. Er stand auf seinem Katheder wie ein steinerner Komtur, einen Punkt auf der ihm gegenüber liegenden Wand starr fixierend, und ergoss so in monotonem Redefluß den Strom seiner Bilder und großen Gedanken über uns“.[1]) Schelling dagegen

1) L. E., S. 86—88.

und seine Philosophie stieß ihn ab, und ebenso gab er den Verkehr mit Klemens Brentano bald wieder auf, bei dem er sich „mit Grüßen vom Großvater in der Stadt seiner Nonne“ [1]) eingeführt hatte, dessen ewiges Alleinreden ihm jedoch bald unausstehlich wurde. „Was mich am meisten in München anzog, war das Theater, in dem damals Sterne erster Größe, Esslair, Sophie Schröder und Vespermann glänzten. Vor allem war es Esslairs Heroengestalt, die auf mich einen Zauber übte, wie später nie wieder ein Schauspieler“.[2])

Da ihm das Münchener Klima nicht zusagte, bezog er die Universität Heidelberg, wo das juristische Studium noch mehr brach lag, als in der schönen Isarstadt,. Er wurde nämlich bald nach der Ankunft hierselbst schwer krank, und da er nach seiner Genesung sich einbildete, er sei überhaupt „unheilbar krank, herzkrank, und er würde nur noch wenige Jahre leben“, [3]) glaubte er kein „Brotstudium“ mehr nötig zu haben. „Und so hörte ich nur die Kollegien, die mich anzogen, des geistreichen Zachariä Staatsrecht, Mittermairs anregende Vorlesungen und Ähnliches. Nebenbei trieb ich mit größerem Eifer geschichtliche und kulturgeschichtliche Studien der Literatur des Mittelalters, der Provençalen, der südlichen Nationen, und folgte nun auch wieder dem lebhaft erwachenden Triebe eigenen Schaffens, der so lange geruht hatte. — Kunz von der Rosen, der berühmte Hofnarr Kaiser Maximilians I., kann sich rühmen, den allerletzten seiner vielen schlimmen Streiche mir gespielt zu haben; er verführte mich nämlich, ihn zum Helden eines historischen Romans zu machen, der zu gutem Glück nie das Licht der Welt erblickt hat!

Die juristischen Studien neben den literatur- und kulturgeschichtlichen habe ich dann in Göttingen fortgesetzt. Ich hörte hier praktische Kollegia, die in die gerichtliche Tätigkeit einführten, und arbeitete nebenbei mit Anfällen großer Begeisterung an zwei Dramen; das eine

1) Vgl. S. 39 Anm. 2.
2) L. E., S. 90.
3) L. E., S. 95.

hatte Ulrich von Lichtenstein, den Frauendiener, zum Helden und das andere, in Schillerschem Jambenschwung mit allen Glocken des Pathos läutend, Niemand geringeren als Richard Löwenherz. Nebenbei hörte ich bei Wilhelm Grimm eine Vorlesung über Gudrun, die mich mit dem wackeren Fromman, dem jetzigen Vorstand des germanischen Museums, zusammenführte. Daneben schwelgte ich in den Schätzen der gar nicht genug zu preisenden Göttinger Bibliothek. In dem großen ehemaligen Kirchenraum, dem Hauptsaal derselben, ist Wilhelm Grimm, der Bibliothekar war, der schwer leidende und doch immer gleich freundliche, brave Mann, mit unermüdlicher Güte manchesmal für mich die Leiter hinaufgeklettert; er sagte mir einmal lächelnd, ich kenne die Bibliothek besser als er selber".[1])

Schon aus Schückings kurzen Berichten über seine „Lehrjahre" erhellt deutlich die Wichtigkeit dieser Periode für seine gesamte Entwicklung. Während der Gymnasialzeit insbesondere eignete er sich jene großen Kenntnisse im Englischen und Französischen an, die ihn nicht nur dazu befähigten, jeden Schriftsteller aus diesem Sprachgebiete ohne jede Schwierigkeit im Urtext zu lesen, sondern auch einige treffliche englische und französische Übersetzungen zu liefern. Auch mußte es auf seine dichterische Entwicklung sehr befruchtend wirken, daß ihm, dem geborenen Erzähler, auf diese Weise die ganze gereifte Erzählerkunst des britischen und französischen Volkes, dem wir zur damaligen Zeit kaum etwas Ebenbürtiges zur Seite zu setzen hatten, schon so früh in ihrer ursprünglichen Gestalt nahe trat.

Als Student trieb er auch eifrig Altdeutsch und Provenzalisch,[2]) hauptsächlich aber vertiefte und erweiterte

---

1) L. E., S. 95/6.

2) Seine eben erwähnten Dramen, sowie andere gelegentliche, aus dieser oder der nächsten Zeit stammende Bemerkungen über die Minnesänger und Troubadours beweisen, daß er Mittelhochdeutsch und Provenzalisch ganz beherrschte. Aus Übersetzungen konnte er schon deshalb diese Kenntnisse nicht haben, da es solche damals noch

er während dieser Zeit seine schon in Münster in ausgedehntem Maße betriebenen geschichtlichen, kulturgeschichtlichen und philosophischen Studien. Wie eingehend und umfassend diese waren, erhellt besonders aus den gleichzeitigen und den nur etwas später entstandenen poetischen, kritischen und wissenschaftlichen Arbeiten, deren Besprechung weiter unten folgt. Hier sei daher nur noch hervorgehoben, daß er schon in Münster sich nicht mit Geschichtswerken begnügte, sondern auf die Urkunden und die andern eigentlichen Geschichtsquellen selbst zurückging, was doch für einen Gymnasiasten sicher etwas sehr Ungewöhnliches ist.[1])

Es wäre auch nichts falscher, als sich unter Schücking einen Schüler und Studenten von alltäglichem Schlage vorzustellen. Vielmehr muß sein nie rastender und fast faustisch anmutender Wissens- und Bildungsdrang eine seiner hervorstechendsten Eigenschaften genannt werden. Alle, die Schücking näher gekannt, rühmen die überraschend große Fülle und Tiefe seines, durch ein staunenswertes Gedächtnis unterstützten Wissens, und auch schon für diese frühe Zeit liegen authentische Zeugnisse hierfür vor. A. von Droste ist es, die in einem Briefe aus dem Jahre 1839

---

gar nicht gab. Auch engagierte Laßberg ihn 1841 speziell für die Ordnung der provenzalischen Handschriften. Schücking selbst berichtet bei Gelegenheit dieses Engagements über seine provenzalischen Studien: „Er verstehe das Provenzalische allerdings und habe diesen Zweig der mittelalterlichen Literatur mit Liebe studiert, soviel er davon in Händen bekommen können, doch hätten ihm nie vorzüglich seltene Sachen und Manuscripte zu Gebote gestanden, und so könne er sich wohl für Einen ausgeben, der zum Übersetzen etc. zu gebrauchen wäre, ob er aber zum eigentlichen Forschen Gelehrsamkeit, und vor Allem die zum Vergleichen und Schließen hinlängliche Belesenheit des in diesem Zweige Vorhandenen besitze, daran zweifle er. Doch habe er sich allerdings in die Sprache sowohl wie den Geist jener Zeit, und namentlich jenes Landes, mit großer Vorliebe hineinstudiert, und es käme darauf an, wie viel man von ihm erwartete. Er sei jung, und habe sich selbst mühsam alle kleinen Quellen aufsuchen und eröffnen müssen“. (Cardauns, a. a. O., S. 226).

1) Vgl. L. E., S. 71.

schreibt, „wie hoch alle seine ehemaligen Mitschüler und Universitätsfreunde seine Kenntnisse anschlagen", und in einem andern, schon aus dem Jahre 1838 stammenden Schreiben, daß er sie oft an Schlegel erinnert und „so gelehrt sein soll, wie nicht leicht jemand seines Alters".[1])

Wie ein frisches, farbenfrohes Frühlingsbild mutet Schückings Jugendzeit an. Kaum ein Wölkchen hatte bisher den Himmel seines Lebens getrübt; heiterer Sonnenschein lag auf allen Pfaden„ die er gegangen, und so schien es auch fernerhin bleiben zu sollen. Da aber mit einem Schlage zerstörte das Schicksal mit rauher Hand dieses heitere Idyll. Die Sorge mit all ihrem düsteren Gefolge von Enttäuschung und Not tritt in sein Leben. Mühsam muß er um seinen täglichen Unterhalt ringen; wohl bessert sich nach einigen Jahren auf längere Zeit seine Lage, aber nur, um sich bald darauf um so düsterer zu gestalten; und als er endlich zuversichtlicher und ohne Beklemmungen in die Zukunft sehen kann, sind seine besten Kräfte verbraucht.

Und dieser Übergang von einem bisher völlig freien und sorgenlosen Dasein zu einer gedrückten und ärmlichen Existenz vollzog sich so plötzlich und unvermittelt, daß der davon Betroffene diesen Wechsel doppelt hart und nachhaltig empfinden mußte. „Mein Vater hatte ganz jene Integrität, welche die Ehre des deutschen Beamtenstandes ist; aber daneben einen wunderlichen und schwer zu definierenden Charakter, in dem eine große Leidenschaftlichkeit, ein großer Idealismus und ein totaler Mangel an Verständnis der nüchternen, realen Lebensmächte sich verbanden. Er war ein Kind einer Zeit, die Alles aus den Geleisen geworfen hatte, die alten gesicherten Verhältnisse

1) Vgl. die beiden Briefe der Droste bei Kreiten, a. a. O., S. 328 und 322. Auch in andern Briefen äußert sich die Droste ähnlich, z. B. in dem Briefe an ihre Schwester vom 22. Aug. 1840. (Cardauns a. a. O., S. 226), wovon schon auf S. 54 ein Stück citiert.

der Familien, die Staatsbildungen, die Sitten, die Gesetze. Außerordentlich viel Menschen von Talent und Bildung sind in jenen Zeiten zu Grunde gegangen, weil alle Grundlagen, auf denen sich einst die Existenz sicher gegründet aufbaute, zerbrochen waren, und sie nicht die Energie hatten, sich auf die neuen zu stellen. Mein Vater hatte diese Energie gehabt, er nahm in der Hierarchie des Staatsdienstes eine ganz respektable Stellung ein, aber man hatte ihn, der von Hause aus schwer jede Kontrolle ertrug, doch gar zu weit procul a Jove gestellt. Und dazu hatte man bei einer Reorganisation der Behörden meinem Vater, dem einzeln stehenden Manne, außer allen juristischen Geschäften seines weitgedehnten Bezirks auch noch die sämtlichen administrativen übergeben. Er besaß freilich eine bewunderungswürdige Arbeitskraft und bewältigte, was ihm oblag; ja er tat noch unendlich viel mehr als seine Pflicht, indem er für seinen Bezirk rastlos thätig war, für Wegeanlagen, für Schul- und Kirchenbauten, für Verbesserung der Lage der armen Moorkolonistendörfer sorgte. Aber leider war er doch zu sehr ein esprit remuant, mehr wenigstens, wie es in dieser kühl realistischen Welt gut ist, und nicht der Mann, nach „des Dienstes immer gleich gestellter Uhr" seinen Gang zu regulieren. Auch fürchte ich, daß seine Vorgesetzten die Segel seines Selbstbewußtseins und eines gewissen Souveränitätsgefühls, das in der ganz entlegenen Gegend über ihn gekommen, zu hoch gebläht fanden; und so entfernten sie ihn von seinem Amte und entlasteten ihn der Geschäfte, deren ihm aus leidigen Sparsamkeitsrücksichten, um das Gehalt für einen zweiten Beamten zu ersparen, viel zu viel auf die Schulter gebürdet worden waren. Er konnte sie hinter sich lassen mit dem Bewußtsein, viel Gutes getan zu haben — seine Hand war für Alle offen gewesen, die ihn ansprachen, er war zugänglich und hilfsbereit gewesen für Alle und am meisten für das arme Volk".[1])

---

1) L. E., S. 98—100.

„Das Alles aber änderte nichts an der Tatsache, daß ich, in dem Augenblick, wo ich hätte die Staatsprüfungen ablegen müssen, ohne alle Mittel, die langen unbesoldeten Vorbereitungsjahre zum Staatsdienst zu überstehen, hilflos und ganz auf mich angewiesen dastand. Und das war hart. Denn die Art unserer Jugendbildung ist wenig darauf gerichtet, und war es damals noch weniger als heute, den Mann auf seine eigenen Füße zu stellen. Wenn ihm die Laufbahn, für die er geschult und eingerichtet ist, versagt, sieht er sich ziemlich hilflos dastehen. Ich hätte der meinen allenfalls treu bleiben können — wenn ich mich in die Einsamkeit und Stille meiner ersten Heimat, jenes weltentlegensten Erdwinkels, hätte begraben wollen. Aber alle meine Aspirationen strebten bereits einer reicheren und bewegteren Welt zu, einem anderen Leben — ich trug in mir wie ein stilles Bewußtsein, daß ich für die furchtbare Abhängigkeit des Staatsdienstes nicht bestimmt und nicht geschaffen sei. Mein eigentliches Ideal wäre das Leben eines begüterten Landjunkers gewesen; in Ermangelung der Güter hätte ich mich auch zu einem Privatdozententum auf einer Universität entschlossen, aber da auch hierzu die Güter, die Anknüpfungspunkte, die „Hilfen", wie der Reiter sagt, fehlten, mußte ich mir damit helfen, daß ich endlich ein Privatdozententum auf eigene Faust begann. Ich war mit meinem Vater und einem nächstältesten Bruder — ein zweiter blieb auf dem Gymnasium zu Osnabrück — nach Münster zurückgekehrt; es war im Jahre 1837, in jenem Sommer größter Erregung der Gemüter, als der erste Zusammenstoß von „Krone und Tiara" erfolgte. Mein Vater schrieb in ironischem[?] Tone ein Buch unter diesem Titel; aber mancherlei Versuche, in irgend eine andere Laufbahn zu gelangen, auf irgend einer festen Scholle Fuß zu fassen in diesem Eisgang unseres Lebensstroms, schlugen ihm fehl; der Arbeit war damals so wenig und der Menschen so viele im armen Deutschland; so wanderte er mit meinem Bruder aus in die damals noch so ferne, fremde Transatlantis: ich blieb zurück, vertrauend auf die Hilfsquellen, welche meine „Allo-

tria“ mir bieten würden, die mir so oft von besorgten Freunden vorgeworfene Beschäftigung mit anderen Dingen als dem einen, was dem Juristen not tut, den Pandekten“.[1])

Doch ließ Schücking zunächst kein Mittel unversucht, in eine feste Lebensstellung zu kommen, und er wandte sich sogar im Jahre 1838 — wie es scheint, hauptsächlich auf Zureden der Droste [2]) — in einer Immediateingabe an den König Friedrich Wilhelm III. Er bat darin um die Erlaubnis, nachdem das Schicksal ihm die Heimstätte im hannöverschen Nordwestfalen geraubt, „jetzt, als einer alten Familie des Münsterlandes angehörig, auch hier bei einem preußischen Obergericht sich zum juristischen Examen melden und in den preußischen Justizdienst treten zu dürfen. Aber — natürlich auf den Bericht der Behörden — schlug mir ein blaues Kabinetschreiben meine demütige Bitte kurzweg ab. Ich war ja kein preußisches

---

1) L. E., S. 101—103.

Es tut sich hier allerdings die Frage auf, warum Schücking seinen Vater und seinen Bruder nicht mit nach Amerika begleitete, wo er ganz sicher, wenn auch nicht grade als Schriftsteller, besser hätte fortkommen können als hier, und wo sein Bruder eine ganz respektable Lebensstellung errungen. Es ist auch sicher alles aufgeboten worden, den jungen Levin zu dieser Auswanderung zu bewegen. Aber dazu hätte ihn keine Macht der Erde zu bringen vermocht; dafür war er viel zu ausgesprochener Westfale, viel mehr als sein Vater und Bruder, dazu hing er viel zu sehr mit allen Fasern seines Herzens an der westfälischen Heimat, wo seine Vorfahren seit Jahrhunderten gelebt: er wäre eher als Bettler hier, denn als Millionär drüben gestorben.

Dazu kam eine eingewurzelte Scheu, wie Schücking selbst einmal sagt, vor Ländern, die keine „Geschichte“ hatten, und da bot ihm allerdings die neue Welt nichts, was ihn anziehen konnte, jeder versteckteste Winkel im alten Europa gab ihm da mehr. Auch mochte seine ideale und bei aller freiheitlichen Tendenz durch und durch aristokratische Natur sich ekeln vor jenem Geist, der dort drüben, damals freilich noch mehr als heute, vorherrschend ist, jene fast nur auf den materiellen Gewinn gehende Sucht, die jedem höheren Streben gleichgültig gegenüber steht.

2) Dafür spricht wenigstens die Bemerkung in den L. E., S. 161, daß Annette sich über den blauen Kabinettsbrief, der seine Bitte abschlug, mehr ärgerte als er selbst.

Landeskind, ich war ein Fremder![1]) Die guten Behörden! Sie selber waren seit 1814 in unserem Lande, von dem sie nicht gerade sehnsüchtig herbeigerufen worden, etabliert, ich konnte schwarz auf weiß oder besser auf gelb, auf gutem gelben Pergament, beweisen, daß allermindestens seit dem 13. Jahrhundert meine Vorfahren im Lande gesessen; trotzdem war ich der Fremde und konnte deshalb nicht zugelassen werden in den magistralen, vielleicht mit Pommern, Schlesiern und Lausitzern gemischten Kreis um den grünen Tisch im alten Stammlande meines Geschlechts".[2])

Ob die Berichte Schückings über die verhängnisvollen und folgenschweren Schicksalsschläge in den Jahren 1837 und 38 in ihren Einzelheiten alle richtig sind, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Wenn aber Schücking schreibt, daß er für die „furchtbare Abhängigkeit des Staatsdienstes nicht bestimmt und geschaffen" gewesen, so ist das entschieden falsch. Wenn sein Vater, der sich jedenfalls viel weniger zum Beamten eignete als er, und dessen Aspirationen viel mehr ins Weite strebten als die seinigen, es 30 Jahre darin ausgehalten hat, so hätte er sich jedenfalls viel eher damit abgefunden. Und es fragt sich noch sehr, ob das nicht für seine ganze fernere Entwicklung besser gewesen wäre. Grillparzer, Gottf. Keller, Storm, Mörike u. a. m., die alle in einem kleinen, beschränkten Kreise und in einer sehr bureaukratischen Stellung lebten, haben eben darin

---

1) Warum ging Schücking jetzt nicht nach Hannover, wo er doch kein „Fremder" war? A. v. Droste nennt es eine „Torheit", daß er es nicht getan (H. Hüffer: „A. v. Droste-Hülshoff und ihre Werke". Gotha 1890. S. 194). Doch auch ein weniger zartfühlender Mensch, als Schücking es war, dürfte sich dagegen gesträubt haben, in die Dienste eines Staates zu treten, der seinen Vater erst eben abgesetzt. Und dann: nicht nur Westfalen als solches, sondern speziell Münster, wo seine Vorfahren einst eine so große Rolle gespielt, war ihm nun einmal ins Herz geschrieben. Der Abschied von hier, 1841, als er zur Meersburg zog, ist ihm unendlich schwer geworden.

2) L. E., S. 160/1.

das für sie gedeihliche, reale Gegengewicht gegen ihr großes, dichterisches Phantasieleben gefunden.

Doch wäre es entschieden übertrieben, wenn man das Verhängnis und die Tragik in Schückings Leben allein auf die Ereignisse jener Tage zurückführen wollte. Für die auch noch so schweren Schicksalsschläge, die ihn später treffen sollten, können die Ereignisse dieser Zeit nicht verantwortlich gemacht werden, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß ohne das Unglück in den Jahren 1837 und 38 wahrscheinlich auch das spätere, widrige Geschick abgewandt worden wäre, jedenfalls sich aber sein Leben viel ebenmäßiger und glücklicher gestaltet hätte, als es jetzt der Fall sein sollte.

---

3. Kapitel.

Kämpfe und Erfolge.

1. Teil.

Allgemeines.

„Es war eine schwere Aufgabe, von der Literatur leben um die Zeit von 1840. Bücher hat man ja nie gekauft in Deutschland — es gehörten damals gar Jahre dazu, bis von Immermanns Münchhausen 400 Exemplare abgesetzt waren — aber damals kaufte man auch keine Journale und keine Zeitungen. Heine rühmt in seinen Briefen aus Berlin (1822) dem Gubitzschen „Gesellschafter“ nach, er habe es als das beste und gehaltreichste Blatt Deutschland zu einem Absatz von 1500 Exemplaren gebracht; 1840 war das Cotta'sche Morgenblatt jedenfalls das vornehmste und bestredigierte; aber selbst unter der Leitung Hermann Hauffs, des geistreichen und gelehrten Bruders von Wilhelm Hauff, hat es dies Journal, ich glaube, nie zu 2000 Abonnenten gebracht! Die Honorare waren demgemäß äußerst schwach. Unter diesen Umständen durfte man nicht bettelstolz und arbeitscheu, nicht wählig und eigensinnig sein und sich darauf versteifen, bloß seinem „inneren Genius“ gehorchen und nur das schreiben und schaffen zu wollen, wozu man Drang und Stachel in sich fühlte; man mußte das begeisterte Ergriffensein von irgend einem Stoffe, einem Gedanken in sich zu beherrschen wissen, um, wenn Herr von Cotta dazu aufforderte, Briefe für die allgemeine Zeitung oder Correspondenzen für das Morgenblatt zu schreiben. Es wäre töricht, solche Lohnarbeit des Schriftstellers entwürdigend nennen

zu wollen. . . . . . und ich habe damals, wenn ich einem Verleger oder Redakteur diente, meine Sosier nicht viel schlimmer gefunden, als mancher mittelalterige Lehnsherr auch sein mochte. Mit solcher Fügsamkeit, gesellt zu jugendlichem Gott- und Selbstvertrauen, ließ sich das Leben denn so gestalten, daß seine Sorgen nichts unmittelbar Hemmendes und Störendes haben konnten. Die Stunden der Nachmittage wurden auf langen, einsamen Spaziergängen durch die der Stadt zunächst liegenden Wälder zugebracht, die Abende im kleinen Zimmer bei der Studierlampe mit der Aufgabe, irgend eine Begeisterung in Vers und Reim zu bringen, ein Drama aufzubauen, irgend ein neues Buch zu verschlingen. Darüber vergaß ich die Welt und ihre Bedingungen".[1])

„Doch blieb es immerhin eine schwere Zeit, die viel des Niederdrückenden und des Demütigenden hatte, viel des Herzbeklemmenden und des Bittern, bis ich soweit kam und eine kleine, zerbrechliche Selbständigkeit gewann. Vielleicht hatte ich auch Stunden, wo ich an jene gute Frau in München dachte, die mir einst einen so peinlichen und meinen gutmütigen Optimismus störenden Eindruck gemacht hatte. Ich hörte sie in einer Unterredung mit meiner Hausfrau mit einem unverkennbar aus dem Herzen kommenden Tone sich den Tod wünschen; und das erschien mir damals als etwas so Ungeheuerliches und aller Vernunft Widerstreitendes, daß ich mehr Zorn als Mitleid mit der Frau fühlte. Vielleicht hatte ich jetzt Stunden, wo ich diese Frau begriff".[2])

Obwohl sich Schücking sichtlich bemüht, nicht grau in grau zu malen, ist doch das Bild, das er in den „Lebenserinnerungen", allerdings in viel breiterer Ausführung, als es hier mitgeteilt werden kann, von seiner damaligen Lage entwirft, schon düster genug. In Wirklichkeit aber ist diese noch viel schlimmer gewesen, als seine eigenen Worte ahnen lassen. So schreibt A. v.

1) L. E., S. 151—154.
2) L. E., S. 104.

Droste in einem Briefe über ihn: „Der arme Schelm dauert mich sehr und fängt jetzt auch an, körperlich unter dieser Lage zu erliegen; mit Stunden (geben) hat es keine Art, da niemand Englisch lernen will und für das Französische mehrere geborene Franzosen da sind, die man natürlich vorzieht; so muß er, gesund oder krank, auf Leben und Tod schrifstellern. Er kommt jede Woche hier so in Schweiß gebadet an, als ob er zehn Stunden gemacht hätte. Es ist traurig, ein gutes Talent und gute Gesundheit so unter seinen Augen verkümmern zu sehen“.[1]

---

1) Kreiten, a. a. O., S. 331/2.

Abgesehen von den Werken Schückings aus diesen Jahren, auf die im Haupttext Bezug genommen, und von dem grade angeführten Citate, stützt sich die Schilderung der Notlage Schückings insbesondere auf folgende Stellen in den Briefen der Droste: „Levin sitzt in Münster, wartet auf Gottes Barmherzigkeit, und gibt seine letzten Groschen aus, aber was soll er machen? Er läuft genug um eine Stelle als Hofmeister, ist aber schon zweimal abgefahren“. (24. Okt. 1837; Cardauns, a. a. O., S. 139). „Levin kam nach Münster, um sich dort durch Unterricht das Nöthige zusammen zu sparen. Dies hat ihm aber bis jetzt nicht gelingen wollen, da es hier so viele französische Sprachmeister giebt, und zum Englischen fast Niemand Lust hat, auch seine Geschwister, die, bei selbst unbemittelten Leuten untergebracht, sehr kümmerlich gehalten werden, ihm zuviel von seinem Erwerb hinnehmen“. (1. Juli 1839; Cardauns, S. 195). „Überhaupt, wenn ihr Lieben etwas für ihn [Schücking] thun könnt, dann ist das ein wahrhaft christliches Werk, denn er vergeht täglich mehr, wie ein stehendes Wasser, und Caravachi sagte noch vor einigen Tagen, wer ihn vor zwei Jahren gekannt, müßte über die Veränderung erschrecken. (22. Aug. 1840; Cardauns, S. 226). „Schücking hat sein malerisches Westfalen beendet. . . . ., Schreiben soll und muß er Tag für Tag auf Leben und Tod, und nun wird es ihm schwer, nachdem er sich so lange und ausschließlich einem Gegenstande zugewendet hat, zu einem andern überzugehen; diese Steifheit der Richtung war ihm früher nicht bekannt . . . . . so machte sie ihn ganz muthlos, und er meinte schon, alle seine Fähigkeiten seien unter dem vielen Kummer erdrückt und verkommen“. (20. Juli 1841; Cardauns, S. 391). In späteren Briefen schreibt sie mit Bezug auf Schückings frühere bedrängte Lage in Münster: „Das frühere Hungern, sich halb todt Quälen, und doch in Schulden geraten, ist doch

Wie es in Wahrheit damals um seine Verhältnisse bestellt gewesen, und wie es in seinem Innern ausgesehen, erhellt aber am deutlichsten aus den zwei Fragmenten des groß angelegten Swift-Romans, an dem er im Winter 1839/40 arbeitete. In seinem Alter hat Schücking einmal seinem ältesten Sohne die Stelle in der Promenade zu Münster gezeigt, wo er in jenen Tagen einst „mit dem Gedanken gerungen, ob es nicht besser sei, all dies

---

auch eine schreckliche Perspektive und hätte es noch ein Jahr gedauert, so hätte er sterben oder wie ein Schelm aus Münster laufen müssen". (19. Februar 1843; Cardauns, S. 278). „Der Himmel hat den armen Schelm so lange und bitter geprüft, ich hoffe, jetzt läßt er's ihm auch mal gut gehen". (Januar 1844; Cardauns, S. 409).

Nur in zwei Briefen Annettens wird davon berichtet, daß seine Lage eine bessere geworden, und diese Schreiben stammen beide aus dem Januar 1839 und liegen nur zwei Tage auseinander. Sie können also höchstens als Beweis für eine vorübergehende Besserung seiner Verhältnisse dienen, da Annette schon ein halbes Jahr später wieder über seine schlechten Einnahmen klagt (vgl. den oben citierten Brief aus dem Juli 1839). Die beiden günstiger lautenden Stellen über seine Lage sind die folgenden: „Er ist bereits ein gesuchter Mitarbeiter an allen kritischen Blättern . . . . . er kömmt gut fort". (Cardauns, S. 180). „Jetzt aber hat er sich seit einem Jahre in das kritische Fach geworfen, worin er viel Beifall findet und viel Geld verdient, da alle dergleichen Zeitschriften ihn zum Mitarbeiter haben wollen und stark bezahlen". (Cardauns, S. 187). Auch will es nicht viel besagen, daß seine Rechnungsbücher aus diesen Jahren leidliche Einnahmen zeigen. Es fragt sich eben, welche Ausgaben diesen „leidlichen" Einnahmen gegenüber standen. Daß letztere bei dem geringen Honorar, das die Journale damals zahlten, (Annettens eben citierten Worte beruhen auf einem Irrtum) für ihn nicht hinreichen konnten, damit zugleich noch seine Geschwister zu unterstützen, liegt eigentlich auf der Hand und wird zum Überfluß noch durch die eben citierten Briefe vom 1. Juli 1839 und vom Februar 1843 bestätigt. Ja, in letzterem sagt Annette sogar, daß er trotz aller verzweifelten Anstrengungen noch in Schulden geraten sei.

Doch selbst, wenn es nicht so schlimm geworden wäre, wie die Briefe der Droste mit Sicherheit schließen lassen, so war allein schon die Unsicherheit seiner Lage genug dazu angetan, ihn mit den schwersten Sorgen für seine ganze Zukunft zu erfüllen. Berichtet doch Annette in einem andern Briefe vom 26. Jan. 1842 aus Meersburg, wo Schücking sich damals als Bibliothekar Laßbergs aufhielt, daß auch

Elend mit einem Schlage zu beenden".[1]) Diese todestraurige und düstere Stimmung ist es, die in den beiden Fragmenten, insbesondere dem ersten, vorwaltend ist, und das ist um so auffallender, als in den meisten Werken des Dichters, selbst in denen, die er während seiner trübsten späteren Jahre verfaßt hat, eine optimistische, manchmal auch humorvolle Stimmung den Grundakkord abgiebt. Und nun gar in seiner Jugend ein Werk, das ganz von Pessimismus durchtränkt ist, und dessen Held der menschenfeindliche Swift ist! Wie wäre das bei einem so subjektiven Künstler, wie Schücking es ist, möglich gewesen, wenn ihn nicht seine eigene Lage und verzweifelte Stimmung zu diesem seltsamen Stoff geführt, der ihm sonst ferner liegen mußte als irgend ein anderer!

Die anderen Werke dieser Periode, ausgenommen das gleichzeitig mit dem „Swift" entstandene kleine Genrebild „Samuel Boyse",[2]) tragen allerdings ein helleres und lebensfroheres Gepräge, und das legt den Gedanken nahe, daß seine Lage und damit seine Stimmung nicht immer die gleiche gewesen ist. Vielmehr scheint es, daß ihn anfangs ein frischer Optimismus beherrscht hat, der aber sehr bald und für lange Zeit der tiefsten Verzweiflung gewichen ist. Infolge seiner sich immer mehrenden lite-

---

die „Sorgenfreiheit" großen Anteil an der Besserung seiner so angegriffenen Gesundheit habe. Für wie unsicher sie aber selbst damals, als Laßberg sich seiner angenommen, Schückings Lage noch hielt, geht aus einem andern Satz desselben Briefes hervor: „Ich wäre eher selbst zu Hause geblieben, als daß ich den armen Schelm um diese vielleicht einzige gute Zeit in seinem Leben gebracht hätte". (Cardauns, S. 257/8).

Es wäre gewiß lächerlich, Schücking zu einem Märtyrer stempeln zu wollen; denn es ist sicher, daß es vielen Menschen noch schlechter ergangen ist, als Schücking in den damaligen Jahren. Andrerseits liegt aber auch kein Grund vor, seine Verhältnisse in einem andern, helleren Lichte darzustellen, wenn alle ausschlaggebenden Zeugnisse für das Gegenteil sprechen.

1) Levin, Ludwig Schücking: „Annette von Droste und Levin Schücking". In: „Süddeutsche Monatshefte", April 1909, S. 452.

2) Vgl. das Nähere über „Boyse" und „Swift" S. 125 ff.

rarischen Erfolge ist dann aber diese Stimmung wieder in eine lebensfrohere umgeschlagen, und wie es den Anschein hat, für immer.

Nicht recht begreiflich aber bleibt es, selbst angesichts dieser wechselnden Glückslage, daß er bei den geringen Einnahmen, die ihm aus seinen literarischen und kritischen Arbeiten erwuchsen, es noch fertig gebracht hat, seine Geschwister zu unterstützen; wäre es nicht als ganz sicher überliefert, man könnte fürwahr daran zweifeln.[1]) Möglich aber wurde ihm das nur durch seine große Bedürfnislosigkeit, die ihn sein ganzes Leben hindurch ausgezeichnet hat.[2]) Und diese ist es auch sicher gewesen, die ihn seine ärmliche und gedrückte Lage leichter ertragen ließ. Hauptsächlich aber werden ihn hierbei seine angeborene Energie und Arbeitslust, die immer am besten über jede gedrückte Stimmung hinweghelfen, unterstützt haben, zumal diese noch besonders gestachelt wurden durch den seinem ganzen Geschlechte eigenen Stolz. Im „Swift" steht der bezeichnende Satz, der so ganz aus Schückings Innerem gesprochen ist: „Man soll niemals sagen, daß ich Bettlerdemut ge-

---

1) Den authentischen Beweis hierfür liefern folgende Stellen in den Briefen der Droste: „Ich habe dir gesagt, ... wie er noch jetzt, wo er vom Unterricht in der englischen und französischen Sprache leben muß, sich jeden Heller abdarbt, um seine kleinen Geschwister zu unterstützen". „Du hilfst vielleicht einem Menschen zu einer kleinen Versorgung, der jeden erübrigten Groschen auf eine Art anwenden wird, die man achten muß". (an Amalie Hassenpflug; Kreiten a. a. O., S. 327—29). „Auch nehmen seine Geschwister . . . . . ihm zu viel von seinem Erwerb hin". (Cardauns, S. 195). „Wegen der Therese Schücking habe ich nochmals mich an die Kleudgen gewandt, wieviel sie denn eigentlich Kostgeld verlangt. Der Bruder will sehen, ob er es ersparen kann, da er . . . . sonst nirgends mit ihr hin weiß, ... wo sie sich weiter ausbilden kann". (Cardauns, S. 233).

2) So sagt er selbst in seinen „Lebenserinnerungen", wo er von seiner Notlage in Münster spricht: „Man lebte von so wenig damals, und ich habe nie das Bedürfniß dessen gekannt, was eine so große Rolle im Leben der Jugend zu spielen pflegt, des Vergnügens". (S. 104).

habt hätte!“ Und an einer anderen Stelle weist Swift einen Freund, der ihm Geld anbietet, barsch zurück, „obwohl er sich in drückender Verlegenheit, ohne einen Penny befand“. In der Tat scheint dieser Stolz es andern, die ihm zu Hilfe kommen wollten, oft nicht leicht gemacht zu haben und Schücking durch die Bemühungen seiner Freunde oft mehr peinlich als wohltuend berührt worden zu sein.[1])

A. v. Droste war es vor allem, die kein Mittel unversucht ließ, ihn in eine feste Lebensstellung zu bringen. Doch all ihre Schritte, so z. B. zu verschiedenen Malen bei ihrem Onkel August v. Haxthausen, sowie einmal bei ihrer Freundin Amalie Hassenpflug[2]) — waren vergebens. Derart nahe Beziehungen aber, daß er aus einem intimeren Verkehr mit ihr, die später seine „beste Freundin“ werden sollte, hätte Trost schöpfen können, bestanden damals noch nicht.

Dagegen mögen die andern, geselligen Anknüpfungen, die er in Münster fand, ihm über manche trübe Stunde hinweggeholfen haben. Schücking selbst berichtet eingehend über die großenteils sehr interessanten Persönlichkeiten, denen er damals näher getreten. „Eine alte Dame, eine Frau von Aachen, die in ihrem 75. Jahre dichtete, komponierte, malte, — alles mit derselben, hexenhaften Virtuosität — und die eine Bekannte meiner Mutter

---

1) So spricht die Droste in dem eben citierten Briefe (s. vorige Seite, Anm. 1) von dem „Eitlen und Zuversichtlichen in seinem Wesen, das sie immer wieder zurückstoße“, und an einer andern Stelle von seinem „bischen hochmütigen Wesen“. Und doch muß man bedenken, daß Schücking in diesem Stolze nicht den geringsten Rückhalt gegen völlige Verzweiflung fand. War seine Lage schon an sich peinlich genug, so wurde sie es noch mehr dadurch, daß er, fast mittellos, in einer Stadt lebte, in der seine Vorfahren einst eine solch hervorragende Rolle gespielt.

2) In einem Briefe an ihren Onkel (Kreiten a. a. O., S. 331) dankt sie diesem für die „viele, obgleich vergebliche Mühe“ für L. Schücking. In dem auf Seite 66 zum Teil zitierten Briefe an die Hassenpflug (s. Anm. 1) bittet sie diese um die Sekretärstelle bei ihrem Bruder.

gewesen, brachte mich in Berührung mit Elise von Hohenhausen und deren in Münster verheirateten Tochter; um diese letztere schloß sich ein kleiner Kreis literarisch angelegter Menschen, der sich viel mit Immermann, mit Alexander von Sternberg, mit den ersten noch profanen und noch geistreichen Romanen der Gräfin Hahn beschäftigte und mehr noch für die Sand und für Balzac schwärmte. Als Vorleser glänzte in diesem Kreise ein Geheimer Rat Carvacchi, der seine Kunst Tieck abgelauscht haben wollte, ein Mann, der, obwohl ein wenig von dem, was die Franzosen Blagueur nennen, durch sein vielseitiges Interesse und seine in einem bewegten, wechselreichen Leben gewonnene Weltbildung höchst anregend wirkte. Die lyrische Poesie, eine weiche und schwermütige Poesie der Gemütsinnigkeit, vertrat ein junger Dichter, W. Junkmann, eine reiche Seele voll Romantik und paradoxer Lebensanschauungen; und die âme damnée unseres Kreises war eine Konvertitin, ein Fräulein Louise von Bornstedt aus Berlin, die unter dem Titel „Pilgerklänge einer Heimatlosen" Gedichte herausgegeben hatte — einer der wunderlichsten Frauencharaktere, der mir je vorgekommen ist. Außerhalb dieses Kreises fand ich in meinen Studien und Arbeiten Förderung durch den Professor der Akademie Dr. Schlüter, einen Mann von außerordentlich vielseitigem Wissen und eine anima candida, wenn je einer lebte, mit dem ich Coleridges Gedichte übersetzt und der — ohne glänzenden Erfolg — meinen unphilosophischen Kopf für jene Ideen Jakobis, Baaders, Schellings, die bei ihm den Unterbau einer katholischen gläubigen Weltanschauung bildeten, empfänglich zu machen suchte".[1])

So, in einem kleinen, aber anregenden Kreise geistreicher Menschen lebend, durch seine schriftstellerischen Arbeiten mit der großen Welt in Verbindung, verbrachte Schücking die ersten, an Entbehrungen reichen Jahre seines münsterischen Aufenthaltes. Aber wie so oft, so schlug

1) L. E., S. 106—109.

auch hier das, was anfänglich nur ein Unglück schien, schließlich zu seinem Segen aus. Die Not des Lebens war es, die all seine Kräfte zur höchsten Anspannung rief; ihr sind einige, trotz aller Mängel, prächtige Erzeugnisse seiner Muse zu danken, und ohne sie wäre vielleicht das so starke kritische Talent Schückings, weil nie geweckt, überhaupt nie zur Entfaltung gekommen.

---

2. Teil.

Schückings kritische Jugendarbeiten.

„Das Journal, welches damals am rührigsten und mit der eifrigsten Hingabe, mit der rücksichtslosen Überzeugungstreue, die sich nicht darum kümmert, ob sie sich mit jedem Schritte Feinde und Widersacher erweckt, die modernen Ideen vertrat, war Karl Gutzkows Telegraph. Ich sandte ihm Beiträge, welche bereitwillige Aufnahme fanden, und ich wurde für lange Zeit regelmäßiger Mitarbeiter an diesem Journale; und da mein Talent weder stark noch reif genug war, um eigene Schöpfungen von Erheblichkeit hervorzubringen, kritisierte ich mit der neidenswerten Naivität meiner grünen Jugend und mit einer so dilettantenhaft gewonnenen Bildung die Schöpfungen anderer; heute danke ich den Göttern, daß der rasche Schritt der Zeit alte Journale vom Jahre 1838 in das vollständigste Nichts hinuntergestampft hat, und daß die Menschen leben wie die Goldfische in einer Fontaine, daß beständig das alte Literaturgewässer von ihnen abfließt und ihnen neues zuströmt. Doch nahm Gutzkow meine Beiträge gern und entfernte die jugendlichen Auswüchse meines Stils, und da ich vor seiner geistigen Überlegenheit und seinem heiligen Feuereifer für die Interessen der Literatur, vor dem sittlichen Ernst, womit er für seine Überzeugungen kämpfte, einen großen Respekt hatte, traten wir in die besten und lebhaftesten Beziehungen zueinander. Und diese Beziehungen waren mir nur wohltuend. Gutzkow orientierte mich in der mir fremden Schriftstellerwelt, und seine Schneidigkeit gab mir Eisen in's Blut“.[1])

1) L. E., S. 110—11.

Diese wegwerfenden Äußerungen Schückings über seine ersten kritischen Leistungen werden durch diese selbst — sie sind zum Glück erhalten — keineswegs bestätigt, wenn sie auch längst nicht alle auf derselben Höhe stehen. So können zwei seiner ersten, auch stilistisch zum Teil wenig guten Kritiken, die eine über das „Rheinische Odeon“ 1838, weil sie viel zu allgemein gehalten ist, die andere über A. v. Maltitz, weil sie einen ganz mittelmäßigen Dichter betrifft, heute kaum mehr interessieren.[1])

Viel bedeutender ist dagegen seine Kritik über die „Gedichte von Annette Elisabeth von D . . . . . H . . . . “, also über die erste Gedichtsammlung unserer größten Dichterin.[2]) Wegen seiner gerade in den folgenden Jahren sich vertrauter gestaltenden Beziehungen zu der Droste ist diese Kritik auch noch für die Beurteilung dieses Verhältnisses von besonderer Wichtigkeit. Die Arbeit gehört keineswegs zu seinen besten, ist z. B. auch stilistisch zum Teil noch sehr unbehülflich; doch es ist zu bedenken, daß es seine zweite Kritik überhaupt und sogar seine allererste größere ist.

Aber wie treffend weiß der junge Anfänger den Charakter dieser etwas ganz Neues und Eigenartiges bedeutenden Dichtungen schon zu analysieren, er nennt sie „ernst, kompact, plastisch im hohen Grade und doch auch den Charakter des Romantischen, das anziehendere Pittoreske nicht verleugnend — dann auch hier und da die Übersetzung nicht verkennen lassend“. An dem „Hospiz auf dem großen St. Bernhard“ lobt er besonders die großartigen Schilderungen der Alpenwelt, an „Des Arztes Vermächtnis“ erkennt er richtig den Einfluß Byrons. Aber diese Dichtung hat nicht die „Zerrissenheit

---

1) „Rheinisches Odeon“ 2. Jahrg. 1838 (Telegraph 1838, August. No. 140 S. 1115—17).

„Gedichte von Apollonius von Maltitz“. München 1838. (Telegraph 1838, November. No. 187. S. 1489—92).

2) Telegraph 1838, Oktober. No. 170. S. 1354—59.

und die manchmal in Prosa sich verflachenden Stellen“ des Briten, dagegen aber „eine rätselhafte, nicht zu entschuldigende Undeutlichkeit im Gange der Handlung“. „Die Schlacht im Loener Bruch“ ist geschrieben „mit historischer Treue und überraschend lebendiger Malerei. Doch hier ist eine Störung in der Harmonie des Ganzen gegen das Ende hin auffallend; die Schilderung der Schlacht selbst ist im Verhältnis zu den übrigen Teilen der ausführlichen Erzählung zu kurz abgebrochen, die Niederlage Christians nicht genugsam motiviert, und wenn er der Übermacht erliegt, so hätte uns dieses Unterliegen nicht allein gesagt, sondern gezeigt werden müssen“.

Aufs höchste müssen aber zwei andere Stellen in dem Aufsatze überraschen. Einleitend sagt er nämlich in einem breiten, bezüglich der Einzelheiten nicht immer glücklich durchgeführten Vergleiche: Wenn eine Heiligenfigur, etwa die heilige Elisabeth, draußen an einem gotischen Turme, aufschriebe, was sie dort oben in Sturm und Wetter, hoch über allem irdischen Treiben, erlebt, so müßten ihre Gebilde und Dichtungen aussehen, wie die der Annette, Elisabeth von D . . . . . H . . . . In einer seiner späteren feinsinnigen Arbeiten über seine große Freundin nennt er sie einmal eine Sibylle; das besagt im wesentlichen dasselbe, wie der eben angedeutete, breit ausgeführte Vergleich, mit dem Schücking auf das Treffendste die Eigenart der Droste in ihrer keuschen, trotzigen Einsamkeit und in ihrem innerlichen, engen Anschmiegen an die Natur gekennzeichnet hat. Und das verdient um so höhere Anerkennung, als die für unsere größte Dichterin am meisten charakteristischen Dichtungen noch gar nicht in jener ihrer ersten Gedichtsammlung enthalten waren.

Doch noch mehr; er, der erste Kritiker der Droste, versteht es nicht nur, schon den einzig glücklichen Standpunkt ihren originellen Schöpfungen gegenüber zu finden, denen man niemals auf dem herkömmlichen Wege oder gar mit geistreichem Witz nahe kommen wird, sondern er weist diesen Gedichten schon den Platz an, den die

heutige Literaturgeschichte ihnen endlich zuerkannt. In dem allerdings viel zu lang ausgesponnenen, allgemeinen Teil der Kritik bemerkt er nämlich, daß es die Aufgabe unseres Jahrhunderts sei, von den mißlungenen Nachahmungen Wielands und von der französischen Unnatur, die z. B. einen Jupiter in der Allongeperücke auf die Bühne brachte, sich endgültig abzuwenden; nicht mit Flittergold solle man den Baum der Poesie behängen, sondern zur Natur und Phrasenlosigkeit zurückkehren. Die vorliegenden Gedichte „künden diese neue Zeit an"; denn sie haben „eine klare, erfaßbare Malerei" und sind „einfach und wahr überall, ohne Haschen nach unnatürlichen Bildern, ohne Blumen und Flitterstaat . . . . ."

Nicht ganz so weitsichtig erweist sich Schücking in den folgenden Kritiken über zwei ausländische Dichter, Bulwer und Viktor Hugo.[1]) In der Einleitung zu seinem Aufsatz über Bulwer zieht er zunächst eine sehr richtige Parallele zwischen dem Roman seiner Zeit und dem des vergangenen Jahrhunderts. Er sagt hier: Während der Roman früher nur spannend und überreich an Handlung war, ohne die Grundlage der Charakteristik für die Motivierung der Begebenheiten zu kennen, ist er jetzt arm an Erfindung und schildert nur Charaktere. Beides vereint macht aber erst das Klassische und Höchste in der Kunst aus, wie insbesondere Shakespeare zeigt.

Auch Bulwer weiß beides mit einander zu verbinden. Das beweist aufs neue sein „Maltravers", der mit Unrecht so sehr in Deutschland angegriffen ist. Besonders lächerlich macht sich ein Kritiker, der die Ehe der Alix eine unmoralische, sitten- und schamlose, pflichtwidrige und unchristliche nennt, weil sie darauf besteht, ihrem früheren Jugendgeliebten die Treue bewahren zu dürfen. Die Ehe ist aber doch nur dann eine wahrhaft moralische, wenn

---

1) Telegraph 1838, November. No. 191 und 192: „Bulwers neueste Schriften".

Telegraph 1839; Februar. No. 33 und 34: „Victor Hugos Ruy Blas".

die Liebe sie durchgeistigt, während der Mensch sonst zum Tiere herabgewürdigt wird. Diesen Schluß zieht aber der Philister nicht, und ebenso macht hier kirchliches und weltliches Recht keinen Unterschied. Dagegen ist es „unschön und den feineren Sinn verletzend, ja widrig, wenn Maltravers eine heftige Leidenschaft für ein Wesen faßt, welches der Leser für dessen eigene Tochter halten muß, verletzend endlich, wenn er noch nicht geheilt von seiner Leidenschaft, mit seiner Alix zum Altare schreitet".

Die Novelle „Calderon der Höfling" zeigt die tiefe, psychologische Kunst Bulwers, man vermißt aber zu sehr „die eigentlich nationelle Färbung, das Kostüm der Zeit, die rechten Lokaltinten". Hier steht W. Skott über ihm.

Die beigefügten Gedichte sprechen nicht sehr an. Sie werden höchstens den „zweideutigen Ruhm erhalten können, geistreich zu sein". Bulwer ist „zu sehr Philosoph bei dem Dichter und hat sich zu sehr eine belehrende Pragmatik angewöhnt, um seine Verse hiervon rein erhalten zu können".

Sehr zu loben ist dagegen wieder, wenn man von einigen Mängeln absieht: „Leila oder die Belagerung von Granada"; Bulwer hat den ganzen Zauber, der über jener Glanzzeit der Mauren in Spanien liegt, zu bannen verstanden. Der starke romantische Einschlag in dem Roman begeistert Schücking dann selbst zu einer romantisch-überschwänglichen Abschweifung über die Schönheiten Granadas, das er schon in seinem ersten Roman „Konrad von der Rosen" zu verherrlichen gesucht.[1]) Diese Schilderung ist zu charakteristisch für seine romantische Schwärmerei in der damaligen Zeit, als daß sie ganz übergangen werden dürfte. „Es liegt ein unerschöpflicher Born von Poesie in dem sagenreichen blühenden Schauplatz dieser Erzählung, der einen nie versiegenden Reiz auf uns übt, wie oft wir auch von den Wellen des Yenil und Darro gehört, die wunderbare Mythen flüstern von dem Glanze vergangener Tage; von den Mythen- und Sykamorenhainen der Vega, durch welche der Abendhauch

1) Vgl. S. 100 ff.

die gespenstigen Echos der Zitherklänge trägt, welche die edlen, ritterlichen Maurenhelden, in denen der feurige dichterische Mut der Araber sich mit der weicheren Sehnsucht der germanischen Poesie vermählt hatte, ihren Saiten entlockten. Es war ein wahrhaft goldenes Zeitalter für die Dichtkunst, das der maurischen Herrschaft, ein herrlicher Sonnentag, durch dessen Abenddämmerung die Geschichte das schönste Epos gesponnen hat, welches sie je dichtete: noch durch die Nacht tönt Schwertergeklirr und Waffenlärm, der krumme Yathagan blitzt und der Dscherrid zischt durch die Luft, als seien von Santa Fe die gefallenen Christenritter herangezogen, die gewaltigen de Pulgar und Ponce de Leon an ihrer Spitze, als seien die Scharen der Zegris und Abencerragen aus ihren Gräbern erstanden. . . . . .“

In seiner Gesamtcharakteristik Bulwers, wie auch gelegentlich an andern Stellen, versteigt sich Schücking aber zu einigen allzu lobenden Ausdrücken, so daß ein Uneingeweihter glauben könnte, Bulwer sei mit den größten Dichtern auf eine Stufe zu stellen: „Bulwer ist recht eigentlich zugleich breit und tief, er weiß die treffendste Charakteristik mit dem reichsten Wechsel der Situation zu vereinigen, die gemütreichste Poesie mit dem eindringendsten Scharfsinn des Verstandes, seltsam psychologische Durchdringung der tausend Blätter, in die sich die Herzkrone der Seele birgt, mit dem wärmsten und edelsten Gefühl; und für alles, was aus diesen Faktoren seines schaffenden Genius sich entwickelt, besitzt Bulwer die geistreichste lebendigste Darstellungsgabe, unabschwächt unter dem Gewicht der umfassendsten Kenntnisse, wie wir nur von der Gelehrsamkeit eines deutschen Professors sie verlangen könnten“.

Eine noch stärkere Überschätzung macht sich bei der Beurteilung von Viktor Hugo’s „Ruy Blas“ bemerkbar, was hier offenbar dadurch verschuldet, daß es Schücking an der nötigen dramaturgischen Schulung fehlt. Er setzt Viktor Hugo’s dramatische Dichtungen weit über seine lyrischen, die wegen ihres „hohlen Schwulstes, der Pomp-

haftigkeit der lyrischen Phrasen und der geringen Innerlichkeit“ kein Lob verdienen. Zwar findet auch Schücking an „Ruy Blas“ manches auszusetzen, aber der feinsinnige und vielerfahrene Theaterkenner Gutzkow, der einige Wochen später eine Gegenkritik auf Schückings allzu lobende Besprechung veröffentlicht, sieht hier ohne Zweifel viel tiefer. So sind dessen Bedenken gegen die Hauptperson des Stückes, die Schücking eine „lebenvolle dramatische Figur“ nennt, sicherlich sehr begründet, wenn er vielleicht auch seinerseits wieder die Mängel des Werkes allzu sehr ins Licht setzt, wie er selbst durch eine Bemerkung in einem späteren Heft des Telegraphen zuzugeben scheint.[1])

Bemerkenswert ist diese im ganzen heute wenig mehr interessierende Kritik nur durch einige auffallende Bemerkungen Schückings über die weibliche Hauptperson des Stückes, die ihn zuerst als den feinen Frauenkenner zeigen. Während er nämlich an fast allen Gestalten des Stückes nichts auszusetzen hat, auch nicht an der männlichen Hauptfigur, an der Gutzkow kein gutes Haar läßt, findet er die weibliche Hauptperson gänzlich verzeichnet, während Gutzkow dagegen von den Frauen gar nicht oder nur nebenbei spricht. „Diese Donna Maria de Neubourg ist weder eine deutsche Prinzessin, noch eine spanische Königin; als solche hat sie keinen Schimmer von Würde und als jene nichts von der Gefühlstiefe, Innigkeit, schüchternen Blödigkeit oder dem Gemüt, oder was man sonst noch alles nennen kann als die Züge, welche unter unseren Frauen eine allgemeine Familienähnlichkeit begründen. Sie ist nichts als eine gewöhnliche Französin, die am Feuer der Liebe sich wärmen will, weil sie an der kalten Hofluft, in den eisigen Regionen spanischer Etiquette eine tödliche Langweile fühlt. Ungalanterweise könnte der Dichter zwar dagegen ein-

---

1) Die Gegenkritik Gutzkows im Telegraph 1839, No. 37 und 38. Seine spätere Bemerkung No. 60 S. 477.

wenden, sie sei nichts weiter als ein Weib; das ist vollkommen richtig; dann aber fehlt ihr jede Individualität".

Die Überschätzung Bulwers und Viktor Hugos will nicht viel besagen, wenn man bedenkt, daß dieser Fehler hauptsächlich durch das von Schücking selbst betonte Streben hervorgerufen wird, der allzu scharfen Kritik gegen diese beiden Dichter entgegen zu treten. Das mußte ihn von selbst dazu führen, mehr ihre Vorzüge als ihre Schwächen ins Licht zu setzen. Keine mildernden Umstände können aber geltend gemacht werden für die gänzliche Unterschätzung, ja Verkennung von Charles Dickens.[1]) Zwar ist ja sicher, daß die von Schücking besprochenen Erstlingswerke des genialen Briten: „Die Pickwickier", „Oliver Twist" und „Nicholas Nickleby" keineswegs auf der Höhe seiner späteren Produktionen stehen, daß vieles schlecht angesponnen und oft noch schlechter entwickelt ist, daß manche seiner Gestalten durch die allzu stark aufgetragene Karikatur unwahrscheinlich und widerlich wirkt, und daß sein Humor sich längst nicht immer auf der gleichen, weltbezwingenden Höhe hält. Auch konnte Schücking nicht wissen, daß die meisten dieser Mängel einer außerordentlich edlen Absicht entsprungen waren, nämlich der jämmerlichen Lage der Armen und Bedrängten im damaligen England durch diese Schriften aufzuhelfen, weshalb denn manches oft verzerrt und übertrieben wird.

Durfte Schücking aber das auch in diesen Schriften schon so elementar sich ankündende, große Genie verkennen und sich zu Sätzen, wie den folgenden hinreißen lassen: „Der Künstler braucht nicht immer zu idealisieren, er darf aber auch nicht umgekehrt negativ idealisieren und das Graue schwarz malen, sonst wird er Karikaturenzeichner und unter den Dichtern das, was unter den Mimen der Bajazzo ist, der übrigens auch seine Verdienste haben kann. Macht Dickens keine weiteren Ansprüche, als auf

---

1) „Neuenglischer Humor. Zur Beurteilung der Boz'schen Schriften". Telegraph 1839. Januar, No. 3.

diese Stellung, wie wir nach den nachgelassenen Papieren des Pickwick Klubs sie ihm zuerkennen müssen, so kann man freilich nichts dagegen haben“. . . . . . . „Im allgemeinen wird uns statt des Humors nur Spaß aufgetischt, und selbst dieser ist nicht immer derb, körnig und schlagend, sondern meistens matt, schal und stumpf, die niedrigste Art der Prosa. Seine Situationen sind zuweilen komisch, aber weit öfter albern und verfehlt. Der Stil hat etwas Eintöniges, er hat Ähnlichkeit mit einem Klepper, der von Zeit zu Zeit um sich schnaubt und dann seines Weges weiter trabt, bis er an die heimatliche Heuraufe gelangt ist; in einem solchen Schlächtertrabe aber erjägt man den Humor nicht: dazu gehört eine edlere Zucht“.

Diese Kritik wird auch nicht dadurch gemildert, daß er manches lobt, so in den „Pickwickiern“ die „Papiere eines Wahnsinnigen“, die „tiefe Seelenkunde und ergreifende Wahrheit haben“, „Die fünf Schwestern in York“ in „Nickleby“, die „das Anmutigste sind, was wir je gelesen“, u. a. m.; auch Sam Weller und Mr. Bumble findet er „wahrhaft ergötzlich“, also bezeichnender Weise zwei Personen, die den humoristischen Gestalten Skotts am ähnlichsten sind.[1])

---

1) Noch ungerechter als Schücking urteilt Gutzkow, der sogar einmal von dem „ekelhaften“ Boz spricht. Er hat seine Ansicht über Dickens in einer „Anmerkung der Redaktion“ zu Schückings Kritik niedergelegt: „Der Humor dieser Romane ist so karikatur- und frazzenartig, wie die Zeichnungen zu ihnen, die wir unausstehlich finden. Die Engländer von heute können starke Portionen häßlicher Naturwahrheit vertragen; wir Deutsche aber sollten Protest gegen den Unfug der deutschen Buchhändler einlegen, die uns durch ihre Übersetzungsfabriken allerhand Schmutz und packleinene Literatur aus dem Auslande bringen und durch solche Frazzengebilde, wie diese Boziana sind, nur den geläuterten Geschmack der Nation verderben. Es weht ein Branntweingeruch durch diese pseudo-humoristischen Romane; eine stinkige, ordinäre Unfläterey; ein totaler Mangel an aller idealistischen Färbung. Es ist gut, wenn der Dichter die Natur belauscht; aber vor dieser öhligen, schmierigen, steinkohlenqualmigen englischen Natur möge uns der Himmel bewahren“. (Telegraph 1839. No. 4, S. 28).

Bei der großen Feinsinnigkeit, die Schücking schon in seinen ersten kritischen Leistungen zeigt, muß diese völlige Entgleisung höchst auffallend berühren. In der Tat liegt denn auch der Grund hierfür nicht etwa darin, daß er infolge seiner Jugend und seines noch allzu wenig gereiften Urteils den originellen Dickensschen Schöpfungen hilflos gegenüber gestanden und sich daher, wie das in solchen Fällen oft zu geschehen pflegt, aufs Schimpfen verlegt habe. Die Erklärung muß ganz wo anders gesucht werden.

Die Werke von Charles Dickens spielen fast alle in der niederen Sphäre des Volkes, ja sie sind zum Teil mit einer wahren Stickluft von Elend und Jammer angefüllt, die selbst einem derberen Geschmack manchmal nicht zusagen mag. Dagegen sind die Vertreter der oberen Klasse fast immer mehr oder weniger verzerrt; „he has never drawn a single „aristocrat", high government official, or „big-wig" generally, who presents the remotest resemblance to a living being".[1]) Das mußte aber eine so empfindliche, feinsinnige und zudem durch und durch aristokratische Natur, wie Schücking, von vornherein gegen diesen Dichter einnehmen. Dazu kam noch, daß er, wie er selbst an einer schon früher zitierten Stelle in den „Lebenserinnerungen" sagt, völlig unfähig war, sich an „Travestien, Parodien, Mystifikationen und dergleichen zu ergötzen".[2]) Daß aber der Dickenssche Humor und Sarkasmus manchmal sehr stark an solche von Schücking nun einmal nicht goutierte Dinge streift, läßt sich nicht leugnen, und eben dies tadelt er wirklich an andern Stellen der Kritik sehr scharf. „Diese Elemente der Gesellschaft werden alsdann auf das Äußerste übertrieben in ironischen Schilderungen, deren Satire sich mithin nicht immer auf die Torheit und die Fehler der Menschen, sondern auch auf ihre Dummheit und ihre Laster richtet; da hört die Satire auf, sowohl

---

1) George Saintsbury: „A History Of Nineteenth Century Literature". S. 147.

2) Vgl. S. 24 f.

nützlich als amüsant zu sein und vernichtet sich selbst. Wenn Dickens uns das Bild von einem Schullehrer entwirft, der wie sein Squeers in Nicholas Nickleby nicht etwa ein unwissender mürrischer Pedant, sondern ein eingefleischter Teufel von unmenschlicher Bosheit ist, von einem Habsüchtigen, wie sein Oheim Ralph Nickleby in demselben Buche, der ein ausgemachter Hallunke ist, so sind diese Charaktere nicht allein unpoetisch — darauf darf man bei unserm Schriftsteller ein für allemal nicht sehen — sondern auch unwahr und übertrieben. Wären sie aber auch aus der Wirklichkeit gegriffen und hätte eine traurige Erfahrung von ihrem Dasein überzeugt, wer möchte dann mit breiter Behaglichkeit und in dem spaßhaften Tone des Herrn Boz solche Gestalten ausmalen, um allen, welchen der Glaube an die Menschheit noch nicht erschüttert worden ist, ihn schonungslos zu entreißen, was ohnehin früh genug in diesem wirren labyrinthischen Getriebe geschehen kann, wo so manchem von keiner fürsorgenden Ariadne ein leitender Faden gegeben wird"!

Aus dem Jahre 1845, also aus einer Zeit, da Schücking auf der Höhe seines kritischen Könnens stand, stammt noch eine andere Kritik über Dickens.[1]) Sie ist ebenso eingehend wie feinsinnig und wird dem großen Briten völlig gerecht. In der Einleitung jedoch beruft er sich nicht nur auf seine früheren wegwerfenden Worte über die Erstlinge des Dichters, sondern er unterstreicht sie noch. Das beweist zur Genüge, daß seine falsche Einschätzung des Dickensschen Talentes mit seiner Jugend nichts zu tun hat, sondern daß nur die obige Deutung übrig bleibt.

Ein wesentlich anderes Gepräge als die bisher besprochenen Arbeiten tragen die andern in jenen Jahren noch erschienenen Kritiken, die sich auch durch ihren viel größeren Umfang von den übrigen sehr abheben. So wird die erste dieser Abhandlungen, die wahrscheinlich

---

1) Vgl. „Monatsblätter zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung". Februar 1845.

noch in das Jahr 1838 zu setzen ist: „Rückblicke auf die schöne Literatur seit 1830“ [1]) besonders wichtig durch ihre scharfsichtigen, historischen Analysen und Ausblicke, die viele gute Urteile und Aufschlüsse über jene, auch heute noch viel zu wenig durchforschte Zeit geben. Schücking charakterisiert den Zeitraum von 1830—39 zunächst als eine Periode des Überganges; aber daraus, daß „kein Faust, kein Wallenstein mehr in den Meßkatalogen seit 1838 aufgeführt gestanden hat“, nun gleich den Schluß zu ziehen, es sei überhaupt nichts von Belang in der Poesie hervorgebracht, ist gänzlich falsch. „Denn das Decennium ist reich und sehr reich, wenn es auch nicht mit wenigen vollwichtigen Goldstücken zahlt, wie die frühere Glanzepoche der deutschen Poesie mit den Münzstätten Mannheim und Weimar, sondern mit desto mehr harten geränderten Talern, oder nur in Groschen, die doch auch gute sind“.

„Keine Literatur darf sich dem Geiste ihrer Zeit entfremden“, was sich noch immer gerächt hat. „Nun aber gebührt unserer schönen Literatur seit 1830 der Ruhm, erkannt zu haben, wie der höhere und eigentliche Beruf der Kunst sei, wohltätig wirkend auch in das Leben selbst einzugreifen, die Revolution der Wahrheit gegen das Vorurteil, der Vernunft gegen lang geheiligte Unvernunft in dem großen Geistesstaat der gebildeten Welt zu bewerkstelligen“. Das war keine Willkür, denn sonst hätte die jüngste Richtung der neueren Literatur nicht zu gleicher Zeit von einer Menge geistreicher Stimmführer eingeschlagen werden können. Daß man da in mancher Beziehung übers Ziel geschossen hat, darf man nicht zu tragisch nehmen; „denn das Extrem ist nun einmal der Fluch jedes menschlichen Beginnens und die Rückkehr aus diesem ist uns deutlich und schnell bezeichnet worden“.

---

1) Diese Arbeit ist nämlich erschienen im „Jahrbuch der Literatur“. 1. Jahrgang. Hamburg 1839; sie mußte also zur rechtzeitigen Ablieferung an die Redaktion spätestens im November 1838 fertig sein.

Auf den neubetretenen Pfaden ist uns besonders die französische Literatur Führerin geworden. „Französischer Mut hat zuerst gegen die drückenden Fesseln geeifert, die das Vorurteil und gemachte willkürliche Verhältnisse geschmiedet haben“. . . . . „So hat der französische Geist wieder die bedächtige, deutsche Klugheit überflügelt und sie sich nachgerissen durch die glänzenden Erfolge der neuesten Literatur“. Ausdrücklich muß aber vor einer direkten Nachahmung der Franzosen gewarnt werden, die leider wieder allgemein um sich greift. „Man sollte endlich einsehen, daß wir von dem beweglicheren Geiste unserer überrheinischen Nachbarn unendlich viel lernen können, aber daß wir, wenn wir einmal nachahmen wollen und müssen, uns England zuwenden sollten. Der französische Geist, das französische Blut ist uns durchaus fremd. . . . . Die Geschichte unserer Literatur zeigt uns, daß die Heroen derselben, alle die, welche bleibende Herrschaft über das deutsche Gemüt ausüben, eigentümlich deutsch waren, oder nur unter englischem Einflusse standen, weit entfernt freilich, dies in bloße Nachahmung ausarten zu lassen. . . . Die Nachahmer Frankreichs haben immer eine Zeitlang ergötzt, unterhalten und — sind vergessen worden“. Er führt dann Lessing, Klopstock, Hippel, J. Paul, Herder, Schiller, Goethe als Beweise für seine Behauptung an und gibt bei jedem eine ausführliche und geistreiche Begründung. „Werfen wir dagegen einen Blick auf die Nachahmer oder Geistesverwandten Frankreichs. Von Rousseau angeregt, nahm unsere Literatur die sentimentale Richtung, vom Siegwart bis auf den Werther, wer kümmert sich jetzt noch um ihre Emanationen? Wer schätzt Lafontaine? Wer einen Langbein? Wer würde noch an Thümmel denken, wenn ihn nicht nationale Elemente, ein deutscher Humor aufrecht erhielten? Selbst Wieland hat sich nur durch das, was nicht ganz französisch in ihm ist, die größere Gründlichkeit, vor dem völligen Vergessen schützen können. Und in unsern Tagen, wie hat Heinrich Heine, jener Geist, der wenig aussprechend und viel sagend, unserm Philisterium hätte entgegen treten können,

seit seinem völligen Aufgehen in französisches Wesen sich unendlich verloren. Und dennoch huldigt unsere Literatur wieder mehr als je dem französischen Einflusse, ja manchmal selbst auf die Gefahr hin, Kopien von Kopien zu liefern; denn wer mag leugnen, daß sich die neueste französische Romantik an unserm Hoffmann entzündet habe? — Damit aber soll keiner neuen Anglomanie das Wort geredet sein, keiner blinden Verehrung alles Britischen. . . . . Auch wollen wir hier nicht die Geistesfreiheit und Leichtigkeit verkleinern, die z. B. Bettinens Briefwechsel entfaltet; sie ist originell hervorgesprudelt aus Bettinens Genius und von ihrer sittlichen Grazie getragen, und grade diejenigen, denen sie nicht gegeben ist, sollten sich hüten, ihre deutschen Tugenden hinzugeben für das bengalische Feuer der Phantasie, für den flatternden Esprit mit seinen Schmetterlingsschwingen, von denen eine deutsche gröbere Hand ja so leicht den Blütenstaub abwischt — was man alles den Gebilden der französischen Poesie und Unpoesie nicht absprechen kann; Waffen gegen die Pedanterie und das Philisterium wird uns ja schon das eigene Gemüt an die Hand geben, und die geistige Höhe, welche wir einnehmen, haben wir weder an der Hand der Engländer erklommen, die in kritischer und philosophischer Tiefe weit unter uns stehen, noch auch an der der Franzosen, welche wir ebenso an Gründlichkeit überragen“.

Ein anderes Charakteristikum der Literatur seit 1830 ist das Streben, „einer Weltliteratur, als Blüte universeller Bildung die Bahn zu brechen“. Insofern diese Richtung alles nivellieren und alles Nationale verwischen will, muß auch hiervor eindringlich gewarnt werden. Denn „die erhabensten Schöpfungen der Dichtkunst aller Zeiten tragen eine nationale Färbung, ja, ihre wahrhaft göttlichen Werke sind wie von dem individuellen Gemüte ganzer Völker gedichtet worden, durch irgend ein ungewisses, vergessenes Organ“. . . . . „Man würde die Aufgabe, die der geistigen Tätigkeit des Menschen überhaupt, wie besonders der in unserem Jahrhundert geworden ist, ver-

kennen, wenn man glaubte, sie bestände im Nivellieren, im Vertilgen der Unterschiede, im Kampfe gegen die bunte Mannigfaltigkeit, welche die Natur, welche das Bestreben aller Jahrhunderte von Anbeginn geschaffen hat. Das wäre ein Kampf gegen die in ihren Formen so unendlich verschiedene Natur, ein Kampf der Schwachen gegen den Reichtum vielgestaltiger Kraft".

Viel Schuld an manchen Auswüchsen unserer Literatur trägt aber auch die Kritik, welche, hauptsächlich durch Hegel angeregt, die Spekulation zu sehr in den Vordergrund drängt.

Im Gegensatz zu dieser Arbeit, die in überraschender Weise zeigt, welch sicherer historischer Blick Schücking eigen war, interessiert die 1840 erschiene, in ihrem geistreichen Stil unzweifelhaft von Heine beeinflußte, lange Kritik über „Die neueste Lyrik"[1]) besonders durch ihre ausführlichen, grundsätzlichen ästhetischen Bemerkungen.

Er protestiert zunächst gegen die Meinung, daß die lyrische Poesie in die bewegte Zeit nicht passe,: denn nur dann lasse sie kalt, wenn sie nicht dem innersten Leben des Volkes entspringe. Aber die Musenalmanache zeigen nicht nur, daß „unsere Lyrik sich wenig Ausbeute aus dem Geiste geholt, der seit 1830 vorzüglich die übrige Literatur mit seiner Ideenmannigfaltigkeit, mit größerem Ernste und größerer Tiefe bereichert", sondern daß es uns überhaupt an echter Poesie fehlt.

So ist die im „Rheinischen Jahrbuch" 1840 enthaltene Lyrik zwar formvollendeter und gedankenreicher, als die frühere, aber nicht poetischer. „Die Schwungkraft der Fittiche ist lahm, es sind die angeklebten Schwingen des Jkarus, welche die Lufthöhen der Sonnennähe meiden müssen. Vermag diese Poesie das Meer der Erscheinungen wie im Sturme aufzuwühlen und gegen die Felsen schäumen zu lassen, während in reicher Bilderverschlingung die Gestalten ihrer Phantasie wie Adler durch die

---

1) Telegraph 1840. Oktober, No. 173 bis November No. 179.

Wetter kreisen?“ Ihr gelingt nur das Genrebild der milden, sanften Herbstlandschaft. Das Pathos fehlt ganz.

Hat aber einer ein wahrhaft originelles, individuelles Gepräge, „dann ist die Kritik rasch mit den Vorwürfen Manier und Nachahmung seiner selbst bei der Hand (Freiligrath) und denkt nicht daran, daß in jeder Kunst noch jedes wahre Genie auf den ersten Blick durch das scharf markierte Gepräge individueller Behandlung seines Stoffes von den andern sich hat unterscheiden lassen. Ist es die schlechte Manier, die Nachahmung seiner selbst, die Rubens immer die hellen gelbangehauchten Farbentöne nehmen läßt, woran man ihn auf der Stelle von dem dunkleren, aber doch verwandten Murillo unterscheidet“?

Außerdem ist es auffallend, so viele Gedichte erzählender Gattung zu finden. „Aus ihrem Inneren, aus den Erlebnissen ihres Herzens und Gemütes haben wenige der darin aufgeführten Dichter geschaffen“. Vielleicht halten diese die erzählende Gattung für leicht. „Und doch fordert diese Art der Poesie eine besondere Kraft der lyrischen Begabung, die reich genug ist, sich auch für das Fremde begeistern zu können, das mit unserer Denkrichtung in keiner Verbindung steht, die nicht der unmittelbaren, subjektiven Anregung bedarf, sondern durch das Medium von Gedankenreihen gehen kann, welche sich reflektierend auf die Zustände anderer richtet, ohne dadurch erkaltet zu werden. Es ist durchaus nicht leicht, den objektiven Stoff einer Sage oder historischen Anekdote erst in die Subjektivität des Gefühls und des Gemüts aufzunehmen und dann von lyrischer Begeisterung sie neu erzeugt und lyrisch durchdrungen wiederzugeben“. Leicht ist es dagegen, „eine hübsche, schon an und für sich poetische Momente bietende Geschichte in gut laufende Verse zu bringen“.

Den „Rückertschen Musenalmanach“ tadelt er sehr scharf und mit Recht; am schlechtesten schneidet Rückert selbst ab, von dem er sagt, daß dessen frühere, große, poetische Kraft nur noch wie ein „erbärmliches Gespenst umgehe“. Bei dieser Gelegenheit legt er

auch energisch dagegen Protest ein, daß man soviel auf berühmte Namen gibt. „Wir haben lange genug den Klang eines Namens den Metallklang bei den Produktionen sein lassen, woran man das echte Gold unterscheidet. Ein Mann wie Rückert z. B. braucht nur das lumpigste Stück wertlosen Bleies mit seinem Namen auszuprägen und das gutmütige Publikum läßt sich augenblicklich die falsche Münze als Goldstück in Kurs setzen". Ebenso tadelt er, daß die „Hallischen Jahrbücher" (Musenalmanach von Ruge und Echtermayer) nur die Poesie gelten lassen wollen, die sich in stiller Behaglichkeit des Gemütes und der Miniaturmalerei gefällt. Er streitet dieser Poesie ihre Rechte nicht ab. Aber auch das ist Poesie, die „gewandet ist in die rauschenden Falten des purpurnen Königsmantels mit dem blitzenden Herrscherdiadem auf dem Haupte, die sie zur Fürstin über die Heerscharen streitmächtiger Gedanken gekrönt hat".

„Der nur lyrisch begabte oder strebende Geist betrachtet die lyrische Form wie ein Gefäß für einen umfangreicheren Inhalt. Er will nicht die Gefühle seines abgespannten Ausruhens, sondern seine fortringende Geistesentwicklung, das heiße, lebendige Bewegen seines tätigen Kampfes darin ausgießen, das Resultat seiner Seelenkämpfe darin zur schönen versöhnten Erscheinung bringen und mindestens zur inneren Befreiung für sich abwälzen, was ihm von hohen, die Welt umfassenden Gedanken und Gefühlen bedrängt. Darf man ihm das Recht dazu absprechen und ruhiges Tändeln kindischer Gefühlsseligkeit ihm zum Muster aufstellen? Unrecht ist es gewiß, ein Talent z. B. wie das K. Becks, das sich nur mehr zu läutern gehabt hätte, um auf der eingeschlagenen Bahn Bedeutendes zu leisten, zum Dichten seiner „Stillen Lieder" zu veranlassen oder nur darin zu bestärken, solch albernes Zeug für Poesie zu halten. Wir wollen Gedichte für Männer und wieder einmal Seiten angeschlagen hören, wie Pindar und Horaz für ihre Zeit sie stimmten; die kleinmeisterlichen Gemütsbewegungen und Stimmungen Anakreons, Gleims und Matthissons sind antiquiert; die lyrische

Poesie hat nun einmal zwei Weisen, die beide gleichberechtigt sind zu dem Namen der Lyrik, die eine möchte ich die Poesie des Gefühls unmittelbar, die andere die der Kraft nennen“. . . . . . .

„Und wer kann verkennen, daß die Poesie der Kraft diejenige ist, welche die meiste Hoffnung hat, bei unserer mehr geist- als gefühlsreichen rhetorischen Zeit Sympathien zu finden und auf sie belebend zu wirken? Und doch treibt die erste stillere, mehr an das unmittelbare Gefühl sich richtende Poesie bis jetzt noch weit die mehrsten Blüten bei uns. . . . . Die Dichter haben fast alle unendlich viel Liebe für ihrer Geliebten Herz, aber weniger für das Herz ihres Volkes, und sein Leben spiegelt sich mit seinen Interessen, seiner teuersten Errungenschaft, seinem Reichtum oder seiner Armut nicht darin ab. Einen Pulsschlag der fortlebenden Geschichte, des geistigen Lebens der Zeit können wir diese Sammlung des Besten, was die besten deutschen Dichter im letzten Jahre hervorgebracht haben . . . . nicht wohl nennen. Es ist kein Dichter darunter, der Dichter seiner Zeit und seines Volkes in mehr als gewöhnlichem Sinne wäre“.

Zum Schlusse zieht er in scharfen Worten gegen die vielen Dichterlinge zu Felde: „Der Wust des Mittelmäßigen drückt die gesamte Poesie in den Augen des Volkes herab, die welken Blätter am Baume unserer Lyrik bedecken die frischen, duftigen Blumen. Eine Menge sich eindrängender Producenten beweisen durch ihre Verse nichts Anderes, als daß sie die Blüten der Poesie für auf jedem Anger entsprossene Gänseblümchen und Himmelschlüsselchen halten, welche ihnen das Eden befriedigter Eitelkeit, sich gedruckt zu sehen, aufschließen. Innere Weihe, Begeisterung sind ihnen banale Ausdrücke ohne Gehalt, stehende poetische Redensarten, wie die Schönheit des Maien, der gewöhnlich mit seiner Nässe und Kälte der unangenehmste aller Monate ist. Von der Gewaltigkeit des Ergriffenseins, wie von einer höheren Macht der Ideen, welche den echten Dichter aufjauchzen läßt in der Heldenfreude über seine Gedankenkraft oder ihm bis ins tiefste

Herz schneidet, daß er weinen möchte über ein unendliches Wehe, daß er seine Seele untertauchen möchte in ein lockendes Element, verhauchen in den Duft des glühenden Abends und sich selbst vernichten — von dem stürmischen Hingerissenwerden im Drange des Schaffens, daß die Feder rasch genug dem Gedanken folgen kann und die Worte gewaltsam dem Schlusse zuschleudern möchte — davon haben diese Poeten keine Ahnung. Sie arbeiten einen mehr oder minder glücklichen Einfall eines weicheren, für poetische Stimmungen empfänglichen Gemüts aus, feilen und bringen endlich etwas zustande, was unsere belletristischen Journale sich aufzunehmen befleißigen. Wer feilen muß, um den steht es — man mag dagegen sagen, was man will, mißlich; der wahre Genius, der in den Armen der Begeisterung schwelgt, feilt wenig, nur einzelnes; das Werk blüht aus ihm in vollendeter Schönheit empor oder mißlingt. Man kann keine Blume erzeugen, indem man Blättchen an Blättchen klebt . . . . aber was frommt es einem Dichter, den Beweis seiner Nichtbegabung zu führen? Auf dem Wege zum Parnaß liegt für die Eindringlinge eine Fußangel, die sie ewig darauf festhält, die Eitelkeit“.

Weniger kann heute mehr die Kritik über die einzelnen Dichter interessieren, die stellenweise eine größere Reife zeigt, als in den „Rückblicken auf die schöne Literatur seit 1830“ und diese ergänzt, aber auch einige Wiederholungen bringt. Wertvoll bleibt aber immerhin sein Urteil über Grabbe, Immermann, Dingelstedt, Freiligrath und eine für Schücking sehr charakteristische Kritik über Sallet; die beiden letzteren seien hier mitgeteilt.

„Freiligrath fehlt nur die Tiefe des Gefühls, es fehlt ihm die Liebe und wäre es nur eine innige zu einer schönen Rheinländerin, die etwas von einer schwarzäugigen, maurischen Sultanin an sich tragen müßte, um von den brausenden Adlerschwingen seiner poetischen Kraft höher, als alle unsere Lyriker getragen zu werden. . . . . . Freiligrath ist Poet der Kraft und des Pathos, nicht des Gefühls oder vielmehr des stillen Gemüts; aber es ist unrecht anzu-

nehmen, daß um jenes zu sein, das subjektive Gefühl nicht in so großer Intensivität da zu sein braucht wie bei diesem. Das Gefühl ist bei jedem Dichter das erste Erfordernis; wo nun ein anerkannt großer Dichter nicht viel von seinem Gefühl spricht und es zurückzudrängen scheint, da mag es gerade in einer Tiefe und Gewaltigkeit vorhanden sein, daß er selber sich scheut, es aufzuregen, und das eigene Herz zu rühren, weil es Wunden hat, die unter der Berührung zu schmerzhaft aufzucken würden. Nur wer die Klaviatur seines Gemütes sehr gesund und fest gebaut weiß, scheut sich nicht, darauf nach Belieben herumzutasten und zu allen möglichen Läufen und Akkorden anzuschlagen. Der wahrhaft tief Fühlende aber hat eine Scheu vor diesem Gefühle, eine Angst vor den tief nagenden, verzehrenden Gewalten des Schmerzes, die er in seinem Innern schlummern fühlt, und nicht wecken mag. Die am tiefsten fühlenden Menschen scheinen gewöhnlich kalt". —

„Wir sehen in den Gedichten Sallets ein Beispiel von Poesie, wie sie unmittelbar aus der Hegelschen Doktrin hervorgeht, eine bisher nicht gesehene Erscheinung, soviel ich weiß. Die Anhänger Hegels werden freilich jedenfalls uns den Beweis führen, daß eine Poesie von einer Universalität, Tiefe und Herrlichkeit, wie sie bisher nicht dagewesen, aus ihrer Doktrin hervorgehen könne. . . . . In den Salletschen Gedichten, die hier vorliegen, sehen wir jedoch wohl mehr zu ihrem Heile, als zu ihrem Nachteile noch nicht den absoluten Philosophen dichten".

„Denn zuweilen ist eine gewisse Inkonsequenz, ein Abweichen von der Doktrin der Schule vorhanden. In der Abteilung: „Laßt die Kleinen zu mir kommen", findet er in der naturwüchsigen, unfreien, unmännlichen und begrifflosen Seele des Kindes ein Göttliches, das dem Erwachsenen zum Muster aufgestellt werden kann. In der Abteilung: „Das Reich Gottes ist inwendig in Euch" heißt es: „Ruf' ihn! er fährt in deines Herzens Schacht", „Vergöttlichend dein Wollen, Sinnen, Schauen". Das ist ganz unvereinbar mit der Doktrin, die dem Subjekt selbst die

Aufgabe der Vermittlung des Geistes stellt und ihn nicht als etwas von Außen her Gegebenes duldet. Übrigens finden wir in Sallets Gedichten eine Art der Poesie, wie sie für unsere Zeit von ihr verlangt wurde und begrüßen sie um so freudiger".

Wiederum ein völlig anderer ist Schücking in seiner längsten, kritisch-ästhetischen Arbeit dieser Jahre, in dem im „Immermann-Album" veröffentlichten Aufsatz „Über Immermanns Merlin und Tristan".[1]) Was wohl das Schwierigste auf ästhetischem Gebiete ist, darin gibt Schücking hier etwas Vollendetes: Eine feinsinnige, die Tendenzen des Dichters bis ins Einzelne verfolgende Analyse eines Dichtwerkes, hier, beim „Merlin", noch besonders schwierig wegen der Dunkelheit des Werkes. Man möchte die Schückingsche Arbeit wegen ihrer Feinsinnigkeit ganz zitieren, zumal Auszüge ein falsches oder schiefes Bild dieser Leistung geben würden, die eben als Ganzes genommen sein will. Es sei daher nur noch hervorgehoben, daß Schücking, trotzdem der ganzen Tendenz seiner Arbeit die eigentliche Kritik fernliegt, wie er auch in der Einleitung bemerkt, er sich von jeglicher Überschätzung fernhält, ganz im Gegensatz zu Gottfried Kinkel, der in demselben Buche den „Merlin" am liebsten gar über den „Faust" stellen möchte.

Noch eine andere Arbeit aus dieser Zeit, „Die Troubadours als historischer Romanstoff",[2]) ist aus Schückings kritischer Tätigkeit entsprungen. Doch liegt das, was

---

1) „Karl Immermann. Blätter der Erinnerung an ihn". Hrsg. von F. Freiligrath. Stuttgart 1842. Am Schlusse des Merlin-Aufsatzes steht: „Münster im Dezember 1840", also ist die Arbeit noch in das Jahr 1840 zu setzen, auch die — viel kürzere — über den Tristan wird nur kurze Zeit später entstanden sein. Freiligrath sagt selbst in der Vorrede, daß das Erscheinen des Buches nur durch „zufällige Hindernisse" hinausgeschoben wurde. Er spricht in dieser Vorrede auch noch speziell von Schücking und sagt von ihm: „Schücking war der erste, der mir für die Zwecke dieses Büchleins warm und begeistert die Hand reichte".

2) „Telegraph" 1839. März, No. 43. S. 337—43.

uns heute an diesem Aufsatz noch interessieren kann, meist auf anderm als kritischem Gebiete. Sehr schwärmerische Worte über die Zeit der Troubadours, die für Schückings damalige romantische Geistesrichtung wieder sehr bezeichnend sind, leiten das Ganze ein: „Die Staël konnte nicht ohne tiefe innere Bewegung die „Orangenhaine der Könige von Granada“ nennen hören; auf andere macht der Name Saladin, Ruinen von Persepolis, Laura de Sade diesen Eindruck, je nach der Lieblingsrichtung, welche ihre Phantasie genommen hat. Wir aber konnten nie das Wort: Die Provence und ihre Troubadours aussprechen hören, ohne unser innerstes Wesen von einer Art schwärmerischer Stimmung angeweht zu fühlen. . . . . .“ Die Troubadours, fährt Schücking weiter fort, haben ihr Land, ja ihre ganze Zeit so mit Poesie durchtränkt, daß sie sich schon deshalb besonders zum historischen Roman eignen. Dazu kommt noch, daß die damalige Zeit der unsrigen so ähnlich ist. Die Literatur der Provenzalen hat zuerst Persönlichkeiten in ihren Kreis gezogen und diese mit beißenderer Kritik besprochen, als man sich das heute träumen läßt. Sie litt unter der Censur, die aber nicht so streng gehandhabt wurde, wie bei uns. Die Bekämpfung der kirchlichen Ascese und kühne Reaktion gegen die Anmaßungen Roms standen auf der Tagesordnung, grade wie bei uns. Die Frauen erfreuten sich einer wirklichen und sehr weitgehenden Emanzipation, allerdings mit einer, den unsrigen Begriffen sehr widersprechenden Moral: freie Ehen waren an der Tagesordnung, sie konnten einseitig gelöst werden etc.

Die dann folgende, sehr absprechende Kritik über zwei Romane aus der Zeit der Troubadours, den einen von E. von Brunow, den andern von Fouqué, ist nur deshalb von Wichtigkeit, weil grade an dieser Stelle besonders deutlich hervortritt, wie genau sich Schücking über seinen Stoff informiert hat. Er unterzieht hier nämlich die gesamten, bis 1839 erschienenen Schriften über jenes Zeitalter einer zum Teil sehr eingehenden Kritik und verrät

hierbei eine solche Detailkenntnis, wie man sie nur bei einem Historiker vom Fach vermuten sollte.[1])

Den gleichen wissenschaftlichen Geist und Ernst bekundet Schücking in einem andern kleinen Aufsatz, der „Aus Münster“[2]) überschrieben, aber in mehr als einer Hinsicht von viel größerem als lokalgeschichtlichem Interesse ist. Er tritt hier in überlegener und entschiedener Weise den landläufigen Vorurteilen gegen Münster entgegen, die besonders damals anläßlich des erbitterten Kampfes der Regierung mit dem Erzbischofe von Cöln, Droste-Vischering, dem ehemaligen Weihbischofe von Münster, wieder aufgefrischt waren. Bei der Besprechung dieses Streites, den Schücking richtig als einen Kampf darstellt zwischen dem Episkopalsystem und dem in der neueren Zeit immer mehr zur Herrschaft gelangten Papalsystem, das dem Papste alle Gewalt gibt und den Bischöfen fast keine, zeigt er eine solche Beschlagenheit in der Kirchengeschichte, die in diesem Umfange wohl nur daraus erklärt werden kann, daß er viele dieser Kenntnisse von seinem auf jenem Gebiete besonders bewanderten Vater überkommen hatte.[3]) Es überrascht ferner der sichere, klare, offensichtlich durch seine geschichtlichen Studien besonders geschärfte Blick für die Verhältnisse seiner Zeit und die kühl-objektive Beurteilung derselben, — ein wichtiges Moment für seine späteren, zeitgeschichtlichen Romane — noch mehr aber der ruhige, sachliche Stil, der eine für Schückings besonders auffallende Kürze und Knappheit der Sätze zeigt, und der vorteilhaft von seiner

---

1) So erwähnt oder kritisiert er folgende Schriftsteller: St. Palaye, Millot, Jean Nostradamus, Martial d' Auvergne, Herder, Görres, Sismonde de Sismondi, Raynouard, Diez, Spangenberg etc. — Seine genauen Detailkenntnisse zeigt er besonders bei der Besprechung des Romans von E. v. Brunow, den er in historischer Hinsicht eine „Schülerarbeit“ nennt.

2) „Telegraph“ 1839. April, No. 53—55. Den Beweis, daß der ganz anonym erschienene Artikel von Schücking ist, siehe Anhang, S. 147/48.

3) Vgl. S. 13. Anm. 2 und S. 20.

vielfachen Überschwenglichkeit in den andern Arbeiten abstischt.

Schon in der Rezension über Bulwer 1838 finden sich folgende grundsätzliche Äußerungen Schückings über die Aufgaben der Kritik: „Daß sie (die Kritik) nur selbst der Kunst wegen da ist, hat sie ja längst vergessen; es ist damit gegangen, wie mit dem Begriffe der Souveränität dem Volke gegenüber. Man betrachtet die eigentlichen Schöpfungen der Kunst als den tiers état im Reiche des Geistes, nur existierend um der Noblesse Kritik willen, daß diese auf ihre Kosten sich in hoffärtige Pracht hüllen, sie aussaugen und mit dem schimmernden Reichtum dann prunken könne, den sie aus ihren Domänen gezogen, während der arme Untersasse daheim im stillen Kämmerlein sitzt und für den Schweiß seines Angesichtes nur die Tränen der Trübsal und Demütigung einerntet. Jeder junge Aspirant auf Namen und Celebrität findet Aufnahme unter die Geistes-Aristokratie nur dann gewährt, wenn er sechzehn altkluge Rezensionen als Ahnen aufweisen kann, und wird, wie bei den Völkern der Heiden in der Versammlung der Männer, nur anerkannt, wenn er den Schopf eines Erschlagenen als Trophäe heimgebracht hat. Wir reagieren ja überall zur guten, alten Zeit, warum nicht auch hier? Und doch sollte man sich erinnern, daß die Kritik nur Dienerin ist im Tempel der Kunst, und daß, wenn sie selbst die Bildsäulen der Heiligen, die dort aufgestellt sind — mögen die Heiligen auch mitunter etwas wunderlich sein — zertrümmert und herabreißt, sie zugleich unausbleiblich die Heiligkeit ihres eigenen Kultus entwürdigt und zerstört".

Diese Sätze werden ergänzt durch folgende Worte in den „Rückblicken auf die schöne Literatur seit 1830". An manchen Auswüchsen der Literatur gibt er hier, wie schon früher erwähnt, auch der Kritik Schuld. „Sie drängt die Spekulation in das Gebiet der Kunst und fordert vom Dichter Anschließen an philosophische Systeme, ohne seine

Einrede gelten lassen, daß er ein geborener sophós sei, der nicht mehr teuer zu erkaufen brauche, was er selbst besitze, was sich ihm beim Bedürfnis schon von selbst zeigen werde. . . . . Solch eine Hegelsche Rezension verzehrt wie ein neuer Saturn ihre eigenen Kinder; denn kommt man nach ihr zu irgend einem Kunstwerk, so muß dieses selbst unendlich schal und flach erscheinen. Welches andere Resultat haben z. B. die gelehrten Phrasen in den „Willkomm- und Fischerschen Jahrbüchern" für das Drama gehabt? Die Kritik sollte mehr auf geschichtliche Studien bei unserer jüngeren Literatur dringen; in ihnen liegt das beste Heilmittel gegen Schwärmerei und Extravaganzen jeder Art".[1])

In diesen Sätzen spricht Schücking selbst aufs schärfste als die Hauptaufgabe der Kritik das aus, was als das charakteristische Merkmal seiner kritischen Arbeiten sofort ins Auge springt: Das feinsinnige und völlige Eindringen in das Wesen des Dichters und das Nachspüren und Nachfühlen aller poetischen Elemente, die in dem Kunstwerk schlummern. Als ein hohes und verantwortungsvolles Amt faßt er die Tätigkeit des Kritikers auf, und das allein schon unterscheidet ihn von jener Klasse von „Kritikern", die einfach jedes Werk nach einer gewissen Schablone herunterrecensieren und ihr kritisches Unvermögen dadurch zu verdecken suchen, daß sie möglichst wenig Gutes herausfinden, wohl wissend, daß sie der bei weitem größten Anzahl ihrer Leser damit aus der Seele sprechen. Durch eine wie weite Kluft Schücking von dieser Sorte von Rezensenten getrennt ist, tritt besonders klar zu Tage, wenn man seine Abhandlung über „Die neueste Lyrik" im „Telegraphen" 1840 mit zwei Kritiken vergleicht, die in demselben Jahrgang über zwei auch von Schücking in seinem Aufsatz besprochene Gedichtsamm-

---

1) Ähnliche Gedanken spricht übrigens auch Schiller in einem Briefe an Körner aus.

lungen erschienen sind.[1]) Bezeichnend für seine Art ist auch die Kritik des „Merlin“, und man könnte geradezu sagen, daß es ihm stets mehr um eine feinsinnige und tiefeindringende Analyse des Werkes, als um eigentliche Kritik zu tun ist, obwohl auch er, wenn es sein muß, sehr scharfe und vernichtende Worte zu finden weiß. Daß er die Klippen, die gerade seine Art kritischer Tätigkeit nur zu viele in sich birgt, nicht immer vermieden hat, sondern daß er gelegentlich in eine Überschätzung verfällt, will für den Anfang nicht viel besagen; er hat diesen Fehler sehr schnell abgestreift, und was die gänzliche Verkennung von Ch. Dickens angeht, so ist hieran, wie oben ausgeführt, keineswegs seine Jugend schuld. Allerdings zeigt dieser Fall, daß auch Schückings kritisches Vermögen seine Grenzen hat, und daß er ungerecht wird, sobald irgend etwas seiner nervösen und fein empfindenden Natur nicht zusagt.

Aber selbst in jener seiner schärfsten Kritik, die er wohl je geschrieben, zwingt er sich noch zur Anerkennung für den so sehr geschmähten Dichter, sobald er in dessen Werken auf eine Stelle stößt, die rein aus dem Herzen und dem Gefühl geflossen ist. Immer da nämlich, wo ihm echte dichterische Weihe und Kraft und reine, herzliche Wärme entgegenströmt, heißt er alle sonstigen Bedenken schweigen, und er weiß sich in seinem Lobe kaum genug zu tun. Daher auch seine entschiedene Stellungnahme für den damals so oft angefeindeten Freiligrath, dessen warmes Herz er selbst unter dem Schellengeklingel seiner Reime klopfen hörte. Seine wohl besonders im Hinblick auf diesen Dichter geschriebenen und in ihrer begeisternden und überzeugenden Wärme so sympatisch anmutenden Worte über die „Poesie der Kraft“, die er als die wahrhaft

---

1) In No. 80 wird der „deutsche Musenalmanach für 1840“, hrsg. von Echtermeyer und Ruge, und in No. 110 dieser nochmals zusammen mit dem „Rückertschen Musenalmanach“ besprochen; die beiden Rezensionen sind nicht grade schlecht, aber meilenweit von Schückings großzügiger und feinsinniger Art entfernt.

männliche preist, sind auch in unserer heutigen Zeit, wo selbst einsichtige Kritiker den Blick für diese Richtung der Poesie verloren haben, noch nicht veraltet. Auch seine sonstigen, zum Teil sehr feinsinnigen Bemerkungen allgemeinerer Art, z. B. daß die erzählende Gattung der Poesie einen besonders großen Aufwand an Phantasie erfordert, daß nur wahrhaft innere Weihe und Begeisterung den Dichter macht, daß es immer bedenklich sei, wenn jemand zuviel an seinen Schöpfungen feilen müsse, wie auch noch so manche andere, gleichsam nur im Vorübergehen gemachte Äußerung können bei einem so feinen Kopf wie Schücking nicht überraschen.

Die gradezu intuitive Treffsicherheit seines Urteils und sein, man möchte sagen, instinktives Herausfühlen des Echten und Unechten bewährte sich jedoch am glänzendsten den Gedichten der Droste gegenüber, und man weiß nicht, ob man hier das sichere, ästhetische Urteil des jugendlichen Anfängers mehr bewundern soll, oder seinen weiten historischen Blick, der ihn sofort, gleichsam seherhaft, erkennen läßt, daß diese Gedichte eine neue Zeit ankündigen. Diese Kritik fällt auch noch dadurch aus dem Rahmen der andern, daß sie ganz isoliert unter zum Teil etwas unreifen, gleichzeitigen Arbeiten dasteht.

Schückings ästhetisches Urteil ist nämlich keineswegs von Anfang an völlig geklärt und reif, wenn auch von vornherein angenehm berührt, daß er sich durch niemanden in seiner Meinung beeinflussen läßt. Doch zeigt er erst in der großen Kritik über „die neueste Lyrik“ vom Oktober 1840 einen wirklich geschulten und sicheren ästhetischen Blick, und auch stilistisch ragt diese Arbeit vor den übrigen hervor.

Anders der Historiker Schücking. Bei seinen geschichtlichen Analysen irgend eine wirkliche Entwicklung festzustellen, dürfte schwer fallen; hier bewährt er sich vielmehr gleich als den Meister. Niemals bleibt er, auch in seinen ersten Leistungen nicht, am Kleinen haften, immer dringt er auf weite Überblicke, immer sieht er die

Dinge in großen Zusammenhängen. Und selbst hierbei bleibt er nicht stehen; seine historischen Ausblicke und Betrachtungen sind ihm nicht Endzweck, sondern indem er aus der Vergangenheit warnende und sichere Lehren für die Gegenwart zieht, sucht er auf diese selbst fördernd zu wirken. Zwar zeigt er sich, wenn er die Forderung aufstellt, die Kunst müsse aus dem Leben und ihrer Zeit heraus dichten, stark von den Jungdeutschen beeinflußt. Aber man spürt aus der ehrlichen Begeisterung, mit der er das Programm des jungen Deutschland aufnimmt, sofort heraus, daß er damit zugleich ganz seine eigene Meinung ausspricht, wie aus den Kritiken seiner späteren Jahre noch deutlicher hervorgeht. Seine gediegene historische Bildung, die er selbst als die erste Eigenschaft eines Kritikers fordert, schützt ihn von selbst davor, der bloße Nachbeter einer, wenn auch noch so laut ausgegebenen Tagesparole zu sein. So zeigt er seine Selbständigkeit den Jungdeutschen gegenüber deutlich dadurch, daß er — wiederum auf Grund seines tüchtigen und keineswegs nur toten historischen Wissens — vor einer direkten Nachahmung der Franzosen und vor einer Weltliteratur unter Ausschaltung des nationalen Elementes eindringlich warnt.

Allerdings; vergleicht man Schückings erste kritische Leistungen mit den Jugendarbeiten anderer großer Kritiker unserer Literatur, so muß diese Parallele zu Schückings Ungunsten ausfallen. So sind z. B. die in denselben Jahrgängen des „Telegraphen“ veröffentlichten Rezensionen des nur um ein Jahr älteren Hebbel so fein und sicher abgewogen im Urteil und stilistisch so meisterhaft, daß Schückings Arbeiten dagegen nicht aufkommen können. Und noch mehr müssen diese natürlich abfallen gegen die genialen Leistungen des jungen A. W. Schlegel. Wie in allem, so hat eben Schücking auch als Kritiker eine gewisse Entwicklung durchmachen müssen, während dagegen die beiden grade genannten Persönlichkeiten, viel früher und rascher gereift als er, sofort als fertige Männer auf den Plan traten.

Schückings kritische Jugendarbeiten, obwohl sie zum Teil Vorzügliches enthalten, und alles in sich bergen, was einen wirklich großen Kritiker verspricht, stellen nur den Weg dar, den Schücking gehen mußte, um sich zu der Höhe und Abgeklärtheit seiner späteren Leistungen aufschwingen zu können. Sie sind die wichtige und vielversprechende Einleitung zu seiner einige Jahre nachher anhebenden, umfassenden, kritischen Tätigkeit an der „Allgemeinen Zeitung“ und der „Kölnischen Zeitung“.

---

3. Teil.

Schückings dichterische Frühzeit.

Es ist etwas Eigenes um Schückings künstlerischen Entwicklungsgang. Während er nämlich auf kritischem, ästhetischem und wissenschaftlichem Gebiete verhältnismäßig rasch zur Reife gelangt, ist sein Werdegang als Dichter der denkbar langsamste gewesen und hat weit bis in sein Mannesalter gedauert. Ja, es kann überhaupt von einer Entwicklung im gewöhnlichen Sinne, als einem allmählichen, aber steten Wachsen und Werden der Kräfte, kaum die Rede sein. Das ist ein Ringen und Hasten nach den höchsten Zielen, das gährt und tost in ihm durcheinander; seltsam Reifes und Ausgeglichenes wechselt mit völlig Unreifem und Verfehltem: es ist keine langsam aufsteigende Linie, sondern ein ewiges Auf und Ab, etwas Gewaltsames und Gewolltes. In wie weit daran die großenteils für ihn ungünstigen, äußeren Verhältnisse schuld sind, die ihn eben dazu zwangen, wie A. v. D. schreibt, „auf Leben und Tod zu schriftstellern", wird an anderer Stelle zu erörtern sein. Zudem ist in seiner Jugend ein ganz seltsames Hin- und Herspringen in den verschiedenen Kunstformen zu beobachten: bald versucht er es in der Lyrik, bald in der Dramatik, bald im Roman, bald in der Novelle, bald in der schlichten Erzählung, und nimmt man die gleichzeitig damit entstandenen kritischen und wissenschaftlichen Arbeiten hinzu, so wird man gestehen müssen, daß nicht leicht ein bunteres Bild der Bestrebungen und Anfänge eines Dichters und Schriftstellers zu denken ist.

Es wäre daher höchst unfruchtbar, alle seine, zum Teil sehr verfehlten ersten „Versuche" lang und breit zu erörtern; vielmehr kann es nur darauf ankommen, das

wirklich Gelungene oder für seine Entwicklung Wichtige einer näheren Besprechung zu unterziehen und insbesondere die schon in seinen Jugendproduktionen sich offenbarenden starken Wurzeln seiner Kraft aufzuspüren, um so für seine späteren Werke die richtige Stellungnahme zu finden oder doch zu erleichtern. —

Die erste erhaltene Produktion des angehenden Dichters ist ein im „Mindener Sonntagsblatt“ 1831 abgedrucktes kleines Prosastück: „Der Traum“. Es steht gänzlich im Banne J. Pauls und lehnt sich insbesondere an dessen seltsame Phantasmagorien über das Leben nach dem Tode an, nur ist die Dunkelheit und Verworrenheit dieses großen, aber auch krausesten aller Dichter womöglich noch überboten. Erwähnenswert ist es nur deshalb, weil es der einzige, erhaltene, greifbare Beleg dafür ist, daß Schückings Berichte über das nebelhafte Traumleben seiner Kindheit in Klemenswerth nicht übertrieben sein können, da er selbst 1831, während seiner Gymnasialzeit in Münster, noch ganz im Banne der Romantik gefangen lag[1]) Auch einige kleinere Gedichte fallen in diese Zeit; doch werden sie im Zusammenhange mit seinen übrigen lyrischen Produktionen zu besprechen sein.

Viel bedeutender als diese ersten poetischen Gehversuche sind einige ungedruckte und gleichzeitig mit diesen entstandene Werke, von denen das wichtigste der im Januar 1835 zu Heidelberg begonnene und anscheinend noch im Frühjahr desselben Jahres beendete Roman „Konrad von der Rosen“ oder „Maximilians I. Gefangenschaft zu Brügge“ ist[2]) Der Inhalt ist mit ein paar Worten er-

---

1) „Mindener Sonntagsblatt“ 1831. 23. Stück. Wieder abgedruckt ist die Dichtung in Karl Knebels Schrift über „Nikolaus Meyer als Freund Goethes und Förderer des geistigen Lebens in Westfalen“. Münster 1908. S. 74—76. Im zweiten Teile dieser Schrift behandelt nämlich Knebel ausführlich das „Mindener Sonntagsblatt“, dessen verdienstvoller Redakteur N. Meyer war.

2) Über „Konrad von der Rosen“ vgl. S. IV. unter „Handschriftl. Material“. Die Zeitbestimmung für den Roman ist gegeben durch die Notiz am Ende der Einleitung: „Heidelberg im Januar 1835“.

zählt. Trotz der eindringlichen Warnungen seines Hofnarren und ersten Ratgebers, Konrads von der Rosen, begibt sich Maximilian I., der auf einer Reise durch das den Kaiserlichen wenig freundlich gesinnte Flandern begriffen ist, in das widerspenstige Brügge und wird hier wirklich nach einigen Tagen von den Bürgern gefangen genommen. Konrad, der unterdessen auf Schloß Rassinghem weilt, der Besitzung des augenblicklich gefangenen Grafen de Vilain, eines erbitterten Feindes der Kaiserlichen, macht in Begleitung eines Matrosen, Rolph van Huysen, in einer finsteren Nacht den Versuch, über den Stadtgraben zum Kaiser zu gelangen und diesen zu befreien. Infolge des Geschreies der auf dem Wasser schlafenden und aufgeschreckten Schwäne mißglückt jedoch dieser Anschlag, und Rolph findet, wie Konrad glaubt, in den Wellen den Tod. Mit Hülfe seines Freundes Plechelmus, der Guardian des Franzikanerklosters zu Brügge ist, gelingt es Konrad jedoch das zweite Mal, als Mönch verkleidet, in die Stadt zu gelangen. Im Kloster findet er Rolph als Laienbruder wieder, der nur durch den Flügelschlag eines Schwanes betäubt worden war und sich vor den Bürgern, die ihn bereits ergriffen, hierher gerettet hatte. Von diesem begleitet, wird er als Beichtvater vom Kaiser empfangen; Maximilian weigert sich jedoch hartnäckig, in Konrads Kutte zu schlüpfen und ihn, während er selbst entflieht, der Wut des Pöbels zu überlassen, zumal er von Konrad hört, daß die kaiserlichen Truppen immer näher rücken. Die Bürger setzen in der Tat bei der Nachricht von der anrückenden Kriegsgefahr den Kaiser wieder in Freiheit, und dieser schlägt Konrad wegen seiner treuen Dienste zum Ritter.

Mit dieser im wesentlichen der Geschichte entnommenen Handlung läuft eine andere, frei erfundene parallel: Die Liebe Konrads zu Jolanthe, der Tochter des Grafen de Vilain, die seine Neigung erwidert. Das Verhältnis zwischen beiden scheint aber für immer zerstört, als Konrad, der durch den aus der Haft befreiten Grafen gefangen genommen worden ist, diesen bei dem von Rolph seinet-

wegen unternommenen Befreiungsversuche getötet hat. Koppenoll jedoch, der allmächtige Bürger von Gent und frühere Verbündete Vilains, der in Wirklichkeit während des Handgemenges den Grafen meuchlings niedergestreckt, rühmt sich in einem Briefe an den Kaiser des Mordes. So steht der Verbindung Konrads mit Jolanthe nichts mehr im Wege. Neben diesen beiden Haupthandlungen läuft noch als Nebenhandlung die „Liebe“ Rolphs zu Lütkemaate, der schon etwas ältlichen Besitzerin der Schenke „Zum goldnen Krebs“; sie werden zugleich mit Konrad und Jolanthe getraut.

Schon an Schückings Berichten über seine ersten, kindlichen Versuche in Klemenswerth ist auffallend, daß fast alles, was er in jener Zeit zu meistern versuchte, der Geschichte, sei es der alten, der neueren oder der Sagengeschichte entnommen ist. Und nun ist Schückings wenigstens nachweisbare erste größere dichterische Tat ebenfalls ein historischer Roman!

Was diesen aber vor allem so wichtig macht, das ist, daß sich die stärkste Seite von Schückings vielseitigem Talent hier schon so kräftig und greifbar ankündigt: seine große Erzählerkunst. Daß er die beiden Haupthandlungen und auch die Nebenhandlung geschickt mit einander verknüpft hat, will bei den vielen glänzenden Vorbildern, nach denen er sich da richten konnte, nicht viel besagen. Aber wie rein und echt springt hier schon an manchen Stellen der Quell der Schückingschen Erzählerkunst. Alles das, was an ihr als das Beste und Charakteristische gepriesen werden muß, insbesondere der frische, lebendige, ungezwungene und daher so liebenswürdige Plauderton, das ist in diesem Roman nicht nur in seinen Keimen, sondern zum Teil, wie z. B. im 3., 4. und letzen Kapitel, in ziemlich reifer Form vorhanden. Auch der Dramatiker Schücking kündet sich hier in einigen packenden Scenen an, so insbesondere in der Schilderung des Aufruhres zu Brügge. Natürlich fehlt es auch nicht an zum Teil sehr störenden Mängeln; so sind die zum Verständnis der Fabel erforderlichen historischen Abschwei-

fungen manchmal viel zu breit und auch teils ungeschickt angebracht, vor allem aber sind die entscheidenden Begebenheiten des 8. Kapitels im Verhältnis zu andern, sehr breit behandelten Nebensachen viel zu kurz abgetan.

Am meisten aber verrät sich der Anfänger in der Charakteristik der einzelnen Personen, die großenteils nicht konsequent genug durchgeführt ist. So ist Maximilian, dessen charakteristische äußere Erscheinung sehr plastisch wiedergegeben ist, in den Scenen, wo er als eigentlicher Herrscher auftritt, teils von einer wirklich imponierenden Hoheit, z. B. in der Unterredung mit den Bürgern von Brügge, die der gefangene Regent empfängt, als ob er eine Audienz in seiner kaiserlichen Hofburg zu Wien gäbe, und die, völlig niedergedonnert durch seine flammenden Worte, den Zweck ihres Kommens gar nicht zu nennen wagen und mit den stolzen Worten verabschiedet werden: „Ihr seid entlassen“! In der Scene mit Konrad, der ihn vergebens zu überreden sucht, in der Kutte zu fliehen und ihn statt seiner zurückzulassen, hat Schücking auch das rein Menschliche Maximilians glücklich und glaubhaft zu veranschaulichen gewußt. An andern Stellen dagegen, wo „der letzte Ritter des Mittelalters“ sich mehr passiv verhalten muß, weiß Schücking nichts mit ihm anzufangen, und das gilt in gleichem Maße von Konrad, der auch, sobald er nicht handelnd im Vordergrunde steht, sofort verblaßt. Vom eigentlichen Narrentum hat übrigens dieser Hofnarr sehr wenig an sich, er ist überhaupt mit zu wenig individuellen Zügen ausgestattet und zu typisch und allgemein gehalten.

Auffallend gut gelungen dagegen sind die beiden weiblichen Hauptpersonen, Jolanthe und die Maurin Moragma, ihre Gesellschafterin. Jolanthe hat zwar offenbar viel von Rowena in Skotts „Jvanhoe“; aber es ist doch überraschend, wie Schücking es schon so früh gelingt, solch ein scheues, echt deutsches Mädchen zu zeichnen, und sogar den in ihrer Seele entbrennenden Streit zwischen Pflicht und Neigung, und eine gewisse Charakterentwicklung zu energischerem und selbstbewußterem We-

sen glaubhaft zu machen, wenn auch nicht gerade genügend tief und glücklich durchzuführen. Eine Gestalt aus einem Gusse ist Moragma. Es liegt ein Hauch wirklicher Hoheit und Würde über dieser maurischen Prinzessin, die infolge der unglücklichen Kämpfe ihres Volkes als Kriegsgefangene in den kalten Norden verschleppt worden, sich durch ihr ganzes Wesen, wie z. B. ihre eigentümliche Schlauheit und ihren Aberglauben, aber sofort als die Tochter des heißen Südens offenbart. Sämtliche Scenen, in denen sie vorkommt, so insbesondere ihre Begegnung mit Konrad auf der Jagd, sind gut gelungen, teils sogar dramatisch bewegt und immer von einem gewissen romantischen Dufte und Zauber erfüllt.

Viel zu schemenhaft bleiben aber die eigentlichen Nebenpersonen, und die etwas schärfer umrissenen, wie der „böse“ Messire Louis, sowie der gewissenlose und leidenschaftliche Koppenoll, sind zu sehr Maschinenfiguren, als daß sie irgendwelches Lob verdienten. Die beiden Träger der eigentlichen Nebenhandlung jedoch, Rolph van Huysen und Divara Lütkemaate sind neben Moragma offenbar die besten und am konsequentesten durchgeführten Gestalten. Glücklich, wenn auch nicht ganz originell ist z. B. der Gedanke Schückings, den alten Seebären sich stets in seemännischen Bildern und Wendungen bewegen zu lassen, wenn dieses Charakteristikum auch manchmal ungeschickt angebracht ist und dadurch zu gesucht wirkt. Im übrigen ist dieser rauhe, aber gutmütige Bursche, der endlich in der durch eine vorzügliche Brauerei — das ist für ihn ausschlaggebend — bekannten Schenke seiner Lütkemaate in den Hafen seines Lebens gelangt, so gut gelungen, daß wohl als sicher angenommen werden muß, Schücking habe ihn nach einem wirklich lebenden Modell gezeichnet, wie er sie z. B. in der Hafenstadt Papenburg als Kind zahlreich kennen gelernt.[1]) Und dann diese alte Jungfer Lütkemaate, die erst ganz entsetzt über diesen Rolph ist, der weder an Teufel noch

1) Vgl. S. 35.

Hexen glaubt, als sie aber mit ihm einig geworden, allen ihren Gevatterinnen erzählt, er habe völlig „seine freigeistigen Ideen abgelegt und sei jetzt, nachdem er eine Zeitlang Franziskaner gewesen, und seitdem er ihre nähere Bekanntschaft gemacht habe, von dem Dasein von Fegfeuer und Hexen fest überzeugt“. In der Zeichnung dieser Originale, sowie auch in andern, gelegentlichen humoristischen Wendungen kündet sich der feine, manchmal auch etwas derbe, fast immer aber mit leiser Ironie durchsetzte, behagliche Humor Schückings in der glücklichsten Weise an.

Längst nicht so wichtig wie der erste Roman Schückings sind die andern, fast gleichzeitig mit ihm entstandenen dramatischen Werke: „Adam von der Kette“, „Ulrich von Lichtenstein“, „Richard von Poitou“, und endlich „Der arme Heinrich“.[1]) Stofflich sowohl, wie auch in etwa an Kunstwert, kommt dem Roman am nächsten „Adam von der Kette“. Der Held, nach dem das Stück benannt, ist ein in kaiserlichen Diensten stehender Sekretär, der im geheimen Einverständnis mit dem Kaiser gegen den mächtigen und streitsüchtigen Fürstbischof von Münster, Bernhard von Galen, den steten Widersacher der kaiserlichen Politik, eine Verschwörung in dessen Haupt- und Residenzstadt Münster angezettelt hat. Der unter dem Fürstbischofe dienende Obrist Meinhartshagen, der ein Gespräch seiner Mündel Modesta mit Kette, ihrem

---

1) Über „Adam von der Kette“ und „Ulrich von Lichtenstein“ vgl. S. IV unter „Handschriftl. Material“. „Richard von Poitou“, ein dramatisches Gemälde, ist abgedruckt in: „Der Heimatgruß“. Eine Pfingstgabe von Math. von Tabouillot. Wesel 1840. Vom „Armen Heinrich“, der anscheinend mit dem mittelalterlichen Epos nichts zu tun hat, ist nur die erste und letzte Szene erhalten, abgedruckt im „Mindener Sonntagsblatt“ 1838, 13. Stück. (Vgl. Knebel: „Nik. Meyer etc.“ a. a. O., S. 76—81, wo die Fragmente wieder gedruckt sind) — „Adam von der Kette“ (von den hier besprochenen Werken wohl zuletzt entstanden) ist in Münster am 23. Dez. 1837 aufgeführt worden. — Die Zeitbestimmung für „Ulrich von Lichtenstein“ und „Richard v. Poitou“ ist durch die Notiz Schückings in L. E., S. 96 gegeben.

Verlobten, belauscht hat, verrät seinem Herrn den Anschlag. Als er aber kurz darauf von Kette durch hohe Geldversprechungen selbst für den Plan gewonnen wird, sucht er dem Bischof seine Meldung als Irrtum hinzustellen. Dieser steckt sich jedoch in die Uniform seiner Offiziere und erfährt von Kette selbst, der ihn nicht kennt, den ganzen Plan. Er läßt daraufhin den Obristen gefangen nehmen, und auch Kette, obwohl die kluge Modesta ihn zweimal vor den Häschern rettet, fällt schießlich in seine Hände. Da Kettes kaiserliches Kreditiv, das ihn vor allen Gewalttaten geschützt hätte, seinem Diener Werner, der es sorgfältig aufbewahren sollte, verloren gegangen ist, wird er zum Tode verurteilt. Bournonville, der Befehlshaber der kaiserlichen Truppen gegen Frankreich, der sich ebenfalls in der Stadt aufhält, unternimmt, als Kette zum Richtplatz geführt wird, einen Befreiungsversuch; er erhascht jedoch nicht diesen, sondern Vißnack, den Kommandanten von Koesfeld, der, aus Mitleid mit Kette und Modesta, entgegen der richterlichen Bestimmung, sich eher zum Tode hat führen lassen. Als Meyer, der fürstbischöfliche Sekretär, ein Todfeind Kettes und Modestas, die seine Liebe verschmäht, aus deren Wehklagen entnimmt, daß der Richtige sich noch im Gefängnis befindet, erwirkt er Kettes sofortige Hinrichtung. So kann das inzwischen wiedergefundene Kreditiv nichts mehr nützen.

Kündete sich in dem Roman das große Erzählertalent Schückings an, so hier seine, wenn auch längst nicht so bedeutende, aber unleugbar vorhandene, dramatische Begabung. Steigerung, Höhepunkt, sowie die ganze dramatische Anlage sind im allgemeinen trefflich, wenn auch der Einfluß unserer Klassiker, so z. B. Schillers, oft stark fühlbar ist. Besonders der erste, sowie der großangelegte und spannungsreiche zweite Akt, vor allem aber die letzte Scene des 4. Aufzuges, die beste des ganzen Stückes, sind, wenn auch nicht immer, so doch lange Strecken hindurch voll wirklichen, dramatischen Lebens, und die Scenen und Aktschlüsse teils ziemlich wirkungsvoll. Sehr schwach sind dagegen der 3. Akt. und die beiden ersten Scenen des

vierten. So ist es sehr undramatisch, wenn Bernhard von Galen seine kriegerischen Unternehmungen lang und breit erzählt und verteidigt; auch passen solche Enschuldigungsreden gar nicht für seine energische und skrupellose Persönlichkeit. Im übrigen finden sich gerade bei ihm die meisten Ansätze zu tieferer Charakteristik, was man von den übrigen Personen nur noch bei der klugen, entschlossenen und tieffühlenden Modesta rühmen kann. So ist der schwankende Charakter Kettes, der bald durch seine Begeisterung die zögernden Bürger mit sich fortreißt, bald selbst die stärksten Zweifel an dem Gelingen seines Unternehmens hegt und im Drange des Augenblickes nichts weniger als klug handelt, noch mehr aber der plötzliche Edelmut Vißnacks, der für Kette in den Tod geht, gar nicht glaubhaft gemacht. Am besten gelungen sind noch der habgierige und schmeichlerisch-listige Meinhartshagen, der frische, lustige Österreicher Werner und endlich einige der mit Kette verbündeten Bürger, die mit ein paar Strichen scharf und bestimmt umrissen sind. Jedenfalls aber ist dieses Drama und noch mehr natürlich der Roman, viel besser als manches spätere, gedruckte Werk des Dichters.

Was diese beiden Jugendarbeiten, zugleich die einzigen in Prosa geschriebenen vor 1838, sonst noch mit einander verbindet, ist der in ihnen fast ausschließlich vorherrschende, starke Realismus, der kaum einige romantische Beimischungen hat. Das ist für diese frühe Zeit, wo man Schücking eigentlich noch ganz im Nebel der Romantik vermuten sollte, außerordentlich erstaunlich und wichtig; hat er doch den Roman sogar in dem wunderschönen Heidelberg verfaßt, der alten Wiege der Romantik, von wo aus, drei Jahrzehnte, bevor Schücking dort weilte, die eben erwachte romantische Richtung ihren kräftigsten Anstoß zu ihrem baldigen Siegeszuge durch ganz Deutschland erhielt.

Dagegen stehen die andern drei Werke gänzlich im Banne der Romantik. Es war gerade damals die Zeit, da das eben wieder entdeckte deutsche Altertum alle für die

mittelalterliche Poesie empfänglichen Gemüter in Deutschland in die höchste Begeisterung versetzte. Diese zum Teil sehr übertriebene, zum mindesten aber mit sehr wenig Kritik gepaarte Schwärmerei, die Schückings romantischen Sinn bald ganz gefangen nahm, ist es, die in „Ulrich von Lichtenstein“ und, soviel die sehr kleinen Bruchstücke des „Armen Heinrich“ erkennen lassen, auch in diesem ihren Niederschlag gefunden hat, und in „Richard von Poitou“ zudem noch seine Begeisterung für die provenzalische Dichtung. Wirklich künstlerisch oder gar dramatisch das, was sein Herz entflammte, in diesen Werken zu gestalten, ist Schücking allerdings ganz und gar nicht gelungen. „Ulrich von Lichtenstein“ kann wenigstens noch nachgerühmt werden, daß ein wirklicher, dramatisch-fruchtbarer Konflik im Mittelpunkt der Handlung steht: Ulrichs vergebenes Liebeswerben um Hildgarde und sein Schwanken zwischen Treue und Neigung, als sein Herz von Violante entflammt wird, der er auch seine Hand reicht, als Hildegardens Untreue klar wird. Nicht ungeschickt mit diesem seelischen ist ein mehr äußerer Konflikt verbunden, Ulrichs Streit mit Pilgerin von Charßé, dem Geliebten Hildgardens, der Ulrich auf dessen eigener Burg gefangen nehmen läßt und Violante, deren Erbgut er geraubt, und die hilfesuchend zu Ulrich geflohen ist, zwingen will, ihn zu heiraten. Durch die Dazwischenkunft des Reichsverwesers Meinhard von Görz werden jedoch alle Anschläge Pilgerins trotz seiner Schlauheit zunichte, und er verliert nicht nur Violante, die Ulrich erhält, sondern auch Hildgarde. Durch diese sehr romantische Handlung bringt Schücking eine gewisse dramatische Spannung und Verwicklung zuwege, im übrigen aber ist die Ausführung rein episch, schon allein durch die vielen, langen Erzählungen von Ulrichs Liebesfahrten u. a. m.

Noch weniger auf den Ehrentitel eines Dramas kann „Richard von Poitou“ Anspruch erheben, obwohl hier einzelne Scenen dramatischer bewegt sind, als in „Ulrich von Lichtenstein“, das nur im Entwurf, nicht aber in der Ausführung dramatisch ist. Das Ganze mutet mehr wie eine

große Konfusion an, aus der man beim erstmaligen Lesen kaum klug wird. Im Anfange treten mehrere Minnesänger auf, darunter Bertrand de Born, der von seiner Braut Abschied nimmt, ferner Peire Vidal und Guillem Servieres, die zwei Frauen um die Wette etwas vorschwärmen; Richard naht mit seinem Sänger Blondel von Nesle, verliebt sich natürlich in dieselbe Dame, in die schon ein anderer verliebt ist, und als er den Nebenbuhler ermorden will, erschlägt er nicht diesen, sondern den Gemahl seiner Geliebten, weswegen er sich vor dem „Minnehofe" verantworten muß. Im folgenden, dem letzten Akte ist er schon wieder auf dem Schlachtfelde, stürmt und nimmt die Burg Bertrand de Borns, worauf das Ganze plötzlich mit einer rührenden Scene, der Versöhnung Richards mit seinem Vater schließt, ohne daß man aus dem Wie und Warum eigentlich klug wird.

Es ist eben Schücking nicht im mindesten gelungen, das Treiben der Troubadours, dessen Schilderung ihm besonders am Herzen lag, mit der geschichtlichen Handlung, den Kämpfen Richards in Frankreich, irgendwie organisch zu verbinden. Noch schlimmer ist es um die Träger der Handlung, sowohl um die Haupt- als auch die Nebenpersonen bestellt. In keinem der beiden Dramen ist auch nur eine einzige Gestalt, in der wirkliches dramatisches Leben pulsierte; nur die Frauen sind mit etwas individuelleren Zügen ausgestattet, wie z. B. Violante, die Geliebte Ulrichs, und Mathilde, die Braut Bertrands. Die andern dagegen muten mehr wie Karikaturen an: Ulrich, Pilgerin, Meinhard, die verschiedenen Troubadours, der Narr Rudelin mit seinen platten und geschmacklosen Wortwitzen, und endlich gar Richard von Poitou, der nicht nur eine äußerst schwache Kopie der herrlichen Reckengestalt ist, wie sie Walter Skott im „Jvanhoe" und besonders im „Talisman" gezeichnet hat, sondern nichts weiter als ein bramarbasierender Hitzkopf, der von einem wirklichen Helden auch keinen Zoll an sich hat. Doch es hieße den „Gestalten" dieser „Dramen" zu viel Ehre antun, noch länger bei ihnen zu verweilen.

Der Wert und die Wichtigkeit beider Stücke liegt auf ganz anderem Gebiete als auf dramatischem. „Ulrich von Lichtenstein“ ist nämlich ganz in gereimten Versen, im Tone der Minnesänger geschrieben, und in ihnen offenbart Schücking stellenweise eine solche Anmut und Leichtigkeit der Form, wie er sie später kaum wieder erreicht. Es lebt wirklich etwas vom Geiste Lichtensteins in diesen zierlichen und gewandten Reimen, — an denen Schücking allerdings, wie das Manuskript zeigt, ungemein gefeilt hat — und man muß bedauern, daß er das Ganze dramatisch und nicht episch, etwa nach Art der mittelalterlichen Epen behandelt hat; es wäre dann wahrscheinlich, zumal seine epische Begabung seine stärkste Seite war, ein Werk von gleichem Werte wie „Konrad von der Rosen“ geworden. Jedenfalls aber beweist der „Ulrich von Lichtenstein“ klar, daß nicht die Romantik allein ihn so sehr zur mittelalterlichen Literatur hinzog, sondern nicht minder der anmutige, herzige, leichtbeschwingte Ton, der in so manchem Gedichte der Minnesänger lebt.

Und dann im Gegensatz zu dem Charakter dieses Werkes der „Sturm und Drang“ in „Richard von Poitou“. Es ist schon gesagt, daß dieser Richard als dramatische Person völlig verzeichnet ist; was aber in seinen stürmischen Tiraden, sowie in den flammenden Worten Bertrand von Borns lebt, das ist, mögen die Verse an sich auch noch so unoriginell sein, echt und ganz aus Schückings Innerem gesprochen. Und darum gerade ist dieses Werk so wichtig; Schückings stürmisch-drängende, kräftigere, westfälische Art entlädt sich nämlich in der Jugend fast nur in romantischen Nebeln und Gewittern, selten aber tritt sie so unverhüllt und elementar zu Tage wie hier. Allein schon, daß er eine solche Figur, wie diesen Hitzkopf Richard in den Mittelpunkt der Handlung rückt, kennzeichnet das Ganze ja als ein echtes Werk von Sturm und Drang.

So offenbaren sich also in diesen Erstlingen der Schückingschen Muse, die man füglich als ein Vorspiel seiner eigentlichen, erst jetzt beginnenden dichterischen Tätigkeit bezeichnen kann, schon fast alle charakteri-

stischen Merkmale seiner dichterischen Eigenart: In „Konrad von der Rosen“ sein großes Erzählertalent, in „Adam von der Kette“, mit dem er zugleich auch den ersten heimatlichen Stoff ergriffen, seine starke dramatische Ader, in „Ulrich von Lichtenstein“ seine Begabung für das anmutige und leichtere Genre und endlich in „Richard von Poitou“ seine herbere, naturwüchsige Art.

Und noch eins lassen diese Werke, zum Teil sogar viel schärfer, als sämtliche später entstandenen, aufs klarste erkennen, nämlich wie Schücking einen historischen Stoff anfaßt und behandelt. Insbesondere gibt das Manuskript des Romanes darüber interessante Aufschlüsse. So wird hier verschiedentlich in Anmerkungen darauf hingewiesen, daß der geschilderte Vorgang ganz genau der geschichtlichen Überlieferung entspricht, ja daß manche Rede, manches Gespräch fast wörtlich den Quellen entnommen ist; in der Einleitung sagt er, daß er die ganze Erzählung aus bestaubten Chroniken zusammengestellt, und einige von diesen nennt er mit Namen [1]). Auch andere gelegentliche Bemerkungen, sowie die Schilderungen der kulturellen und wirtschaftlichen Zustände und nicht zuletzt die genaue Beschreibung der damaligen vornehmen Kleidung und des luxuriösen, flandrischen Zimmers auf Schloß Rassinghem lassen die intimste Detailkenntnis und das eindringendste Studium erkennen. Die eigentliche Fabel des Stückes dagegen ist in dem Roman, wie auch in den Dramen, zum größten Teile reine Erfindung und in romantischer, oft auch phantastischer Weise ausgebaut.

Diese Weise zu arbeiten hat Schücking im wesentlichen auch später beibehalten. Hat irgend ein historischer Vorgang sein dichterisches Interesse geweckt, so vertieft er sich zunächst auf das nachdrücklichste in das Studium der Zeit, bis er gänzlich in dieser lebt. Soweit der Stoff für die dichterische Behandlung paßt, läßt er

---

1) z. B. Pontus Heuterus rer: Burgund; Fuggers Ehrenspiegel des Hauses Österreich; der „Weiß-khunig“ etc.

ihn unverändert und gibt die rein geschichtlichen Vorgänge im engsten Anschluß an die Quellen. Auf diesem Hintergrunde baut er dann aber die eigentliche Erzählung fast völlig frei, und auch in seinen späteren Produktionen noch gern in romantisch-phantastischer Weise aus. Er schließt sich also in der formellen Gestaltung seiner Werke eng an sein großes Vorbild W. Skott an, der für den historischen Roman, wenigstens für eine bestimmte Art dieser Gattung, die klassische Form gefunden haben dürfte.

Wäre das Unglück in den Jahren 1837/38 nicht über Schücking hereingebrochen, so würde er wahrscheinlich in der Weise der eben besprochenen Werke noch mehrere Jahre weiter gedichtet haben, und das wäre für seine dichterische Entwicklung jedenfalls nur gut gewesen. Zwar versuchte er, seine bisherigen Produktionen, an deren Veröffentlichung er früher wohl nie gedacht, an einen Verleger zu bringen; aber vergebens.[1]) Was nun? Leben mußte er jetzt von seinen schriftstellerischen Leistungen, und seine kritischen Arbeiten allein reichten nicht aus, ihm den Säckel zu füllen.

Da scheint ihm der gute Rat einiger Freunde zu Hülfe gekommen zu sein. In einer 1838 veröffentlichten Erzählung Schückings, worauf gleich noch näher einzugehen ist, wird nämlich dem Verfasser der Novelle „Der neue Parzival“ dringend ans Herz gelegt, nur Verhältnisse zu schildern, die ihm nahe lägen, oder das, was er selbst erlebt oder gefühlt hätte. Wie so vieles in der Erzäh-

1) Unter Hinweis auf das im „Mindener Sonntagsblatt“ 1838 veröffentlichte Fragment aus dem „Armen Heinrich“ (vgl. S. 105 und Anm. dort) wird dort in No. 14 zur Subskription aufgefordert auf „Gedichte erzählenden, dramatischen und lyrischen Inhalts von L. Schücking“. Coesfeld und Münster 1838. Diese Gedichte, womit offenbar die oben besprochenen Werke gemeint sind, (vgl. S. 100 ff.) haben aber, wohl wegen nicht genügender Subskriptionen, anscheinend nie das Licht der Welt erblickt. Sonst würden sich auch die Manuskripte nicht mehr vorfinden.

lung, so ist auch dies offenbar der Wirklichkeit nachgedichtet und der, dem jene Anregung gegeben, kein anderer, als Schücking selbst. Was lag auch näher, als ihm einen solchen Wink mit auf die neu betretenen literarischen Pfade zu geben, da die fast ganz realistisch und im engsten Anschluß an die Geschichte gearbeiteten beiden Werke: „Konrad von der Rosen“ und „Adam von der Kette“ so offensichtlich besser waren, als die fast reinen Phantasie-Schöpfungen: „Ulrich von Lichtenstein“ und „Richard von Poitou“?[1]) Wer auch immer die guten Freunde gewesen sein mögen, denen er jene Anregung verdankt, — wahrscheinlich waren es wohl die feinsinnigen Hohenhausens — man kann ihnen nicht dankbar genug sein. Denn durch sie wurde Schücking auf die stärksten und eigentlichen Wurzeln seiner Kraft hingewiesen, auf seinen gesunden westfälischen Realismus und die bei aller objektiven Auffassungsgabe so starke Subjektivität seines Talentes.

So tragen denn die jetzt entstehenden Werke Schückings, einen von den bisherigen gänzlich verschiedenen Charakter, und das tritt gleich in der ersten Produktion, die ihn zugleich bei der damaligen literarischen Welt einführte, auf das schärfste zu Tage. Es sind kurze Skizzen zeitgenössischer Dichter und auch einiger Musiker, die unter dem Titel: „Silhouetten literarischer Notabilitäten“ im Telegraph 1838 veröffentlicht wurden, die ersten beiden Serien bereits Februar und März, die letzten im August.[2])

Nicht alle diese 34 kleinen „Studien“ sind gleich gut gelungen, auch stilistisch sind sie stellenweise noch

1) Auch wäre es kaum denkbar, daß Schücking bei seinem jugendlichen Alter nur durch eigene Überlegung auf den Gedanken gekommen sei, gänzlich andere Wege als bisher zu gehen. Dafür ist denn doch der Unterschied der jetzt entstehenden Werke von den früheren allzu groß.

2) „Telegraph“ 1838. Februar, No. 29, 30; März, No. 47; August, No. 126, 127, 129, 131, 137, 139.

Den Beweis, daß die zum Teil anonym erschienenen Skizzen sämtlich von Schücking sind, siehe Anhang, S. 149—151.

schlecht, und bei einigen scheint sogar Gutzkow bessernd nachgeholfen zu haben.[1]) Von welcher Reife zeigt sich aber in manchen von ihnen das starke, vom Vater überkommene plastische Vermögen Schückings, das den westfälischen Dichtern überhaupt besonders eigen zu sein scheint; und das ist doppelt überraschend bei seiner sonst so langsam voranschreitenden dichterischen Entwicklung. Sogar bei den weniger gelungenen Skizzen sieht man, daß er hier in seinem eigentlichen Elemente ist. Er weiß sich gar nicht genug zu tun, es genügt ihm nicht, allein die Persönlichkeit in ihrer äußeren Erscheinung und ihrer geistigen Bedeutung kurz zu charakterisieren, sondern, wo ihm auch nur irgendwelche Anhaltspunkte gegeben sind, schildert er auch noch die Wohnung, das Heim des Betreffenden, und gerade hier schwelgt er ordentlich in den einzelnen Details und zaubert mit seiner nachschaffenden Phantasie den reizendsten Rahmen und Hintergrund zu dem eigentlichen Porträt hinzu, insbesondere bei Tiedge und Spontini.[2])

Und nicht minder interessant ist es zu sehen, welche Personen ihm am besten gelungen: Da ist gleich in der ersten Serie der vornehme, weltscheue Franz v. Maltitz;[3])

---

1) Wenigstens ist es ganz und gar nicht Schückings Art, in seinen oft viel zu langen Sätzen der besseren Übersicht halber an geeigneter Stelle das Subjekt oder Hauptprädikat zu wiederholen. Das ist sicher auf Gutzkow zurückzuführen, der auch sonst manches gebessert und geändert haben mag. Schücking selbst berichtet in den L. E. S. 111 (vgl. das Citat S. 70) ja ausdrücklich von der bessernden Hand Gutzkows.

2) Viele der hier skizzierten Personen hat er persönlich gekannt, wie aus den L. E. hervorgeht, z. B. Cl. Brentano, J. und W. Grimm, J. Görres, Schelling u. a. m. Bei den übrigen werden wohl hauptsächlich die Hohenhausens und vielleicht auch der vielgereiste Carvacchi nachgeholfen haben.

3) In der auf S. 71 kurz erwähnten Kritik über A. von Maltitz weist er auf Franz von Maltitz, dessen Bruder, hin und sagt von seinen Gedichten, daß sie zu den besten und gediegensten unserer Lyrik gehörten, aber viel zu wenig beachtet würden.

dann sind es die Gestalten, die außer dem aristokratischen Air einen Stich ins Müde, Resignierte haben, wie der alternde Tieck, der müde Tiedge, den er einen „zarten Charakter“ nennt, und der früh gebrochene Medlhamer, dessen Schöpfungen auf dem Gebiete der scherzenden Muse er sehr preist; dann Raupach, dessen innere Zerrissenheit er trefflich malt, und der nervös hastige, feinsinnige Musiker Spontini; endlich aber die etwas genial forcierten Gestalten Ludwigs von Bayern und Bettinas von Arnim, die es ihm ganz besonders angetan zu haben scheinen.

Nicht weniger originell als diese Arbeit, ist die zweite Produktion dieses Jahres, die erste Novelle Schückings: „Der neue Parzival“. Johannes Funke, der Sohn einer Witwe aus einem kleinen Städtchen Westfalens, soll Priester werden. Er hat sich jedoch schon als Knabe in Katharina, die Tochter des Oberförsters, verliebt; so setzt er denn allem Drängen den hartnäckigsten Wiederstand entgegen und bezieht, als Katharina nach M. geht, die dortige Universität, um Jura zu studieren. Seine Mutter giebt ihm auf den Rat ihres Bruders, eines Jesuiten, höchst verkehrte Lebensregeln mit auf den Weg, um ihm so die Welt zu verleiden und ihn ins Kloster zu treiben. So sagt sie ihm unter anderm: „Vor allem sei wahr; man haßt nichts mehr als den Lügner, und willst du von allen geliebt sein, sag allen die Wahrheit ohne Umschweife ins Gesicht; sage den Eingebildeten, sie seien Toren, und häßlichen Frauen, sie seien garstig .... sei nicht zu höflich, man hält es für Furcht und mißachtet dich; doch magst du dich immerhin in die Sitte schicken, alle schönen Frauen zu küssen, mit denen du zusammentriffst“. In M., wo er als Hauslehrer sich etwas kümmerlich durchschlägt, gelingt es ihm eines Abend, wenn auch etwas gewaltsam, in den Kreis der Fürstin Gallitzin, die mit Fürstenberg, Hamann und Hemsterhuys zusammensitzt, einzudringen. Getreu den Vorschriften seiner Mutter fällt er natürlich der schönen Fürstin um den Hals und küßt sie. Man erkennt jedoch bald seine „Tumpheit“ und

zieht ihn mit an den Tisch. Als aber Fürstenberg die Mythen der alten Germanen kindischen Unsinn nennt, und die Fürstin meint, solchen harmlosen Seelen, wie Johannes, mit denen die alten Sachsen sicher wahlverwandt gewesen, sei es ein Leichtes gewesen, das Evangelium zu bringen, gerät Johannes dermaßen in Zorn, daß er in einer langen, schwungvollen und bilderreichen Rede die altgermanischen Sagen, den „Glauben seiner Väter", und „das Wunder der Evangeliumsverbreitung" verteidigt und zum Schluß mit flammenden Augen von der Fürstin den Widerruf ihrer Behauptung verlangt und diese sowohl wie Hamann und Hemsterhuys aufs schwerste beleidigt. Aus der Gesellschaft verwiesen, sieht er durch ein hell erleuchtetes Zimmer des Erdgeschosses seine Katharina im Kreise von Bekannten in einer höchst verdächtig-vertraulichen Unterhaltung mit einem fürstbischöflichen Offizier. Das Fenster entzweihauen und ins Zimmer springen, ist das Werk eines Augenblicks; der wütende Johann wird aber überwältigt und aufs Pflaster geworfen. Am andern Tage erhält er von Katharina einen kränkenden Abschiedsbrief, und seine Wirtin, die ihm schon lange gram ist, weil er ihr ihre Häßlichkeit ins Gesicht vorgeworfen hat, weist ihm die Türe, da sein skandalöses Auftreten im Kreise der Fürstin in der ganzen Stadt besprochen wird. Trostlos und ohne Mittel für eine Unterkunft zur Nacht, kommt er in die Mauritzkirche, wo er den Schmerzensausbruch einer jungen Frau belauscht, die wegen ihrer unglücklichen Ehe mit einem Dr. S. grade im Begriff ist, sich in einem nahen Weiher zu ertränken. Seiner Überredungskunst gelingt es, die verzweifelte Eglantine von ihrem Vorhaben abzuhalten, und da sie sich in den begeisterten Jüngling verliebt hat, fordert sie ihn auf, als sie von seiner Notlage erfährt, die frei gewordene Sekretärstelle bei ihrem Manne anzunehmen. Obwohl Johannes die Glut der schönen Frau bald teilt, will er sich doch wegen der Sündhaftigkeit der Liebe von ihr trennen. In der Abschiedsstunde geraten sie über den „Siegwart" und bergen beide ihr weinendes Haupt anein-

ander. Da bringt der Dr. S. die Nachricht vom Tode des jungen Jerusalem und knüpft daran einige hämische Bemerkungen über das Christentum. Johannes weist ihn energisch zurecht und begibt sich sofort zu seinem Oheim, um ins Kloster zu treten. Vorher fordert er jedoch noch Rache an dem Offizier, der ihm seine Katharina abspenstig gemacht, und der Orden setzt es durch, daß dieser bei der nächsten Beförderung übergangen, und als der mit Recht darüber empörte Offizier sich beschwert, entlassen wird. Unterdes ist aber Fürstenberg, dem Eglantine Johannes' Übersetzung der „Germania" des Tazitus in die Hände gespielt hat, auf ihn aufmerksam geworden, und dieser verschafft ihm die nötigen Mittel zum weiteren Studium und später die Professur der Rechte an der Universität Münster. Da der entlassene Offizier den Dr. S., den er in der Dunkelheit fälschlich für Johannes gehalten, ermordet hat, steht einer Verbindung mit Eglantine nichts mehr im Wege. Die Ehe zwischen den beiden wird jedoch unglücklich, da Johannes ihr gegenüber zu viele Verpflichtungen hat.

Schon die eigenartige, ja, etwas verwegene Führung der Fabel dieses Werkes ist echtester Schücking. Das Kecke, etwas Burschikose und frisch zugreifende seines Wesens spricht sich deutlich darin aus. Und dabei kann man kaum sagen, daß die Erfindung der Fabel eine zu gewaltsame und forcierte sei; vielmehr ergeben sich dadurch, daß er diesen „tumben" Johannes in den Mittelstand rückt, die grotesk-komischen Scenen seines „Einbruches" bei der Fürstin und des noch gewaltsameren bei seiner Katharina ganz von selbst. Das es dabei ohne Romantik, die besonders die nächtlich grausige Kirchenscene beherrscht, nicht abgehen kann, ist für diese Jahre selbstverständlich. Auch Schückings großes Erzählertalent tritt an manchen Stellen des Werkes, das im Ganzen frisch und natürlich gegeben ist, deutlich zu Tage.

Daneben findet sich aber auch viel Unzulängliches. Daß Geschmacklosigkeiten und Übertreibungen in Vergleichen und dgl. vorkommen, könnte noch hingehen.

Viel schlimmer ist es schon, daß der Schluß allzu abgerissen und kurz ist: wenn die Ehe zwischen Johannes und Eglantine gegen alles Erwarten eine unglückliche wird, so muß das wirklich gezeigt oder doch ausführlich begründet werden, die bloße Andeutung genügt ganz und gar nicht. Insbesondere bleibt aber die Charakteristik fast aller Nebenpersonen viel zu oberflächlich und schemenhaft; so selbst bei derart wichtigen wie Johannes' Mutter und Katharina. Und auch bei Eglantine kommt er über einige glückliche Ansätze nicht hinaus; doch dürfte eine derartige, weich- und zart-empfindende Mädchengestalt, die ganz in der damaligen Wertherstimmung aufgeht und zerfließt, auch einem reiferen Dichter, als Schücking damals war, leicht mißraten. Bezeichnender Weise sind aber zwei von den historisch bedeutenden Personen besser gelungen, nämlich die Gallitzin und Fürstenberg. Doch zeigen sich selbst hier noch Mängel; so ist die sehr charakteristische Episode, daß Fürstenberg einmal in genialer Zerstreutheit den Namen seines Lieblingspferdes unter eine Verordnung gesetzt, so aufdringlich und auch ungeschickt angebracht, daß man ebenso gut meinen kann, das Versehen sei aus angeborener Nachlässigkeit geschehen.

Nur die Hauptperson Johannes Funke, ohne den die Novelle überhaupt wertlos sein würde, ist eine Gestalt aus einem Gusse. Und das ist kein Wunder,. Denn dieser kecke Bursche, der mit seiner flammenden und beredten Begeisterung für alles Hohe und Ideale selbst eine Gallitzin zu Boden donnert, der in seinem stolzen, herrischen Wesen sich gegen alles aufbäumt, was nur irgend nach Zwang aussieht, und der doch, wie Fürstenberg gleich richtig erkennt, im Grunde eine so echte, klare, von aller Afterkultur unberührte Natur ist, wie sie wohl einst in den Wäldern Westfalens gehaust: das ist er, Schücking selbst, wie er leibt und lebt. Nicht ganz der Schücking, der er in den vierziger Jahren war; von seiner „Tumpheit", die er seinerzeit aus der weltentlegenen Heideheimat mitgebracht, und von der er in seinen „Lebenserinnerungen"

ausdrücklich berichtet,[1]) hatte er schon damals manches abgestreift. Auch wäre es unmöglich, den verwegenen und etwas gewalttätig veranlagten Johannes ohne weiteres mit Schücking zu identifizieren, den man sich auch schon während seiner Jugend als eine mehr verschlossene und scheue Natur vorstellen muß. Alles andere aber, insbesondere der stolze und doch im Grunde so echte Charakter des Johannes paßt für den Schücking dieser Zeit vortrefflich. Johannes ist also eigentlich der Gymnasiast oder Student Schücking und der angehende Schriftsteller in einer Person.

Auch sonst hat er dieser Hauptperson der Novelle manches von seinem eigenen Ich angedichtet. So seine Lesewut, seine Schwärmerei für die deutsche Mythologie und, was besonders auffallend und wichtig ist, seine „tiefgewurzelte Frömmigkeit", wie er sie einmal nennt, die ja auch der letzte Grund ist, weshalb Johannes der damals noch freireligiösen Fürstin und dem völlig ungläubigen Dr. S. so energisch entgegentritt. Und wenn die Wirtin zu Johannes sagt: „Einen Lehrer, wie Sie, können wir nicht brauchen, klagen doch die Knaben schon lange, daß Sie ihnen von altem, heidnischem Teufelsspuk und von liederlichen Versemachern, Minnesängern, oder wie sie heißen, vorschwatzen, statt ihr Pensum zu korrigieren", so ist das sicher von Schückings eigener Praxis als Hauslehrer hergenommen. In der Liebe des Johannes zu der verheirateten Eglantine will Schücking wohl seine eigene Liebe zu einer verheirateten Frau, zu E. v. Hohenhausen schildern, wovon noch weiter unten die Rede sein wird.[2])

Schücking hat das erste Kind seiner Muse, das der scharfen Kritik ausgesetzt sein sollte, nicht ohne jeden

---

1) Vgl. S. 41.

2) In der unglücklichen Ehe zwischen dem ungläubigen Dr. S. und der tiefgläubigen und weichmütigen Eglantine scheint er ein Spiegelbild des unglücklichen Verhältnisses seiner Eltern geben zu wollen. Andere Beziehungen auf Personen und Verhältnisse lassen sich mit Bestimmtheit nicht nachweisen.

Schutz in die weite Welt gehen lassen. Er läßt nämlich die Novelle von dem Verfasser in einem schöngeistigen Teezirkel erzählen, weshalb er das ganze Werkchen „Der Salon“[1]) betitelt hat. Die Personen dieses Teezirkels, der wahrscheinlich auch der Wirklichkeit nachgebildet ist, haben sämtlich mittelaltrige Namen und bleiben noch viel schemenhafter, als die meisten in der Novelle. Man spricht hier lobend über Balzac, preist den historischen Roman — sehr bezeichnend für Schücking — als den am meisten poetischen, einer trägt im Anschlusse an eine tragische Liebesgeschichte ein sehr wenig originell empfundenes Gedicht vor, und der Verfasser der Novelle stellt die kraft- und schwungvollen Poesieen der Troubadours in Gegensatz zu der „duft- und farblosen Rose unseres Minnesanges“; Schücking hat dabei besonders Ulrich von Lichtenstein im Auge, also denselben, den er kaum zwei Jahre vorher noch in einem Drama verherrlicht hatte. Das beweist, daß er sehr schnell über seine unreife Schwärmerei für dessen Poesien hinweggekommen ist.

Gegen diese beiden bedeutsamen Talentproben des ersten Jahres seiner öffentlichen schriftstellerischen Tätigkeit fällt eine im Jahre 1839 veröffentlichte Novelle: „Clemence Jsaure oder die Blumenspiele“[2]) ungemein ab, weshalb der Inhalt nur angedeutet sei. Die Cistercienserin Jausserande, die nur deshalb ins Kloster gegangen, weil ihr Geliebter, ihr jetziger Beichtvater, sie verschmäht hat, will ihre Nichte Clemence überreden, den Schleier zu nehmen, um so Gott für ihre eigene, verlorene Seele einen Ersatz zu bieten. Als sie den wahren Grund der steten Weigerung ihrer Nichte in deren Liebe zu dem Troubadour Raimund entdeckt, lockt sie diesen ins Kloster, um ihn dort zu vergiften. Es kommt jedoch dessen

---

1) „Telegraph“ 1838. August, No. 125, 126, 127, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135.

2) „Mindener Sonntagsblatt“ 1839. 21. Juli — 18 August. 29—33 Stück. Gezeichnet mit L. S.

Freund Adhemar, der ein galantes Abenteuer vermutet, während Raimund in der Abteikirche zufällig Clemence trifft. Diese verspricht ihm ihre Hand, falls er bei den Blumenspielen, die sie durch eine reiche Stiftung wieder belebt hat, den ersten Preis davon trägt. Adhemar, von der höchst enttäuschten Jausserande sehr kühl empfangen, verbirgt sich, als die durch einen schreckhaften Traum herbeigerufene Äbtissin an die Tür klopft, im Bett. Hier hat jedoch Jausserande die Leiche des wenige Stunden vorher von ihr vergifteten „Gewissensbeistandes" der Nonnen versteckt, und wie Furien gepeitscht, stürzt Adhemar daher, sobald die beiden Frauen sich entfernt, nach Hause. Am andern Morgen liegt Jausserande als Leiche neben ihrem Beichtvater auf dem Lager. Raimund erhält bei den festlich begangenen Blumenspielen den ersten Preis und die Hand Jsaures.

Von sämtlichen Jugendwerken Schückings — einige der ungedruckten ausgenommen — ist diese Novelle am wenigsten gelungen. Es ist ein Tasten und Suchen nach dem rechten Wege, aber ein eigentliches Können zeigt sich fast nirgends. Ehrlich muß das Ringen Schückings in dieser Arbeit allerdings genannt werden. Es galt hier, in der Provence, und das hat Schücking sehr wohl erfaßt, heißblütige leidenschaftliche Menschen auf die Füße zu stellen, wie sie besonders in der Troubadourdichtung sich ausleben. Dazu war die Fabel des Stückes, trotz ihrer zum Teil schauerlichen und blutigen Romantik, sehr wohl geeignet; aber es galt hier zugleich, besonders in der tragischen Liebesgeschichte Jausserandes, in die tiefsten Tiefen des menschlichen Herzens zu steigen und die schwärzesten und wildesten Leidenschaften aufzuwühlen, und dazu reichte Schückings poetische Kraft damals bei weitem noch nicht aus.

Weil ihm dieser Stoff so gänzlich mißraten, hat er wohl den schon oben besprochenen Aufsatz „Die Troubadours als historischer Romanstoff" geschrieben, worin er auf jenes, an Motiven überreiche Stoffgebiet hinweist

und zugleich seiner Schwärmerei für die ganze Zeit der Troubadours begeisterten Ausdruck leiht. 1)

Nur eins ist ihm in der Novelle besser gelungen, die Charakteristik der beiden Frauengestalten, die, wenn auch noch manchmal mit unsicherer Hand, doch deutlich und ziemlich scharf gezeichnet sind: Jausserande, die heißblütige, üppige Provenzalin, raffiniert und gewissenlos, die selbst, um ihr Ziel zu erreichen, vor einem Morde nicht zurückschreckt, und besonders diese Clemence; auch sie eine echte Französin, trotz ihrer mädchenhaften Unschuld und Schüchternheit nicht ohne Sinnlichkeit, leicht begeistert und entflammt und mit Glut liebend, ein frisches, liebenswürdiges Geschöpf.

Die Frauengestalt ist es, die auch einer andern, fast gleichzeitig entstandenen Produktion ihren Hauptreiz und Wert verleiht, der Novellette: „Männerliebe“.2) Eine kurze Plauderei über die größere Liebesfähigkeit der Frauen und eine nur andeutende Schilderung der Zustände Münchens in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts leitet die Erzählung, eine einfache Liebesgeschichte, ein. Ein gewisser Aloys, der an der Münchener Universität die Rechte studiert, bändelt mit einem Mädchen an, das ihn einst mit schwärmerischen Augen von ihrem Fenster aus verfolgt. Schon bald treffen sie sich jeden Sonntag in der Messe. Sie setzen sich dann zusammen unter die alten Bäume der Kirche, und Aloys schwärmt seinem Käthchen viel von Deutschlands Einigkeit vor, wovon sie nichts versteht. Sie liebt ihn innig, während er von wahrer Liebe nichts spürt. Infolgedessen vergißt er es, ihr in den Ferien zu schreiben, wie er versprochen. Als er sie in der ersten Zeit nach seiner Rückkehr nicht finden kann, kommt sie ihm bald ganz aus dem Sinne. Da erscheint eines Tages Käthchen an seiner Wohnung, um zu fragen, ob er krank sei. Als sie das Gegenteil erfährt, stürzt sie todunglücklich nach Hause, da jetzt ihre letzte

1) Vgl. S. 90 ff.

2) „Telegraph“ 1839. September, No. 153—56.

Hoffnung zunichte geworden. Aloys und seine Freunde suchen sie mehrere Tage lang, können sie aber nicht finden, da sie ihre Wohnung gewechselt. Einmal begegnet sie ihm auf der Straße, aber sie meidet ihn. „Er hat sie nicht wieder gesehen".

In dieser Novelle hat Schücking zum ersten Male einen nicht-historischen Stoff ergriffen. Die Geschichte spielt in den vierziger Jahren, etwa zu der Zeit, die Schücking selbst an der Münchener Hochschule zubrachte. Doch stehen die Schilderungen von den Bestrebungen der Einheitsdeutschen zu sehr im Hintergrunde, als daß dieses Werk als Vorläufer seiner späteren zeitgenössischen Romane angesehen werden könnte. Dagegen muß es als der vielversprechende Auftakt zu der Reihe jener reizenden Schöpfungen angesprochen werden, die zunächst — wenn auch noch nicht ohne störende Mängel — im „La Fleur" und schließlich in den „Notizen" ihren originellsten Ausdruck finden sollte.

Schon die Art und Weise, wie Schücking hier den leichtzerbrechlichen Stoff anzufassen verstanden, ist für ihn ungemein charakteristisch. Er stimmt alles auf einen einfachen, natürlichen Plauderton und hütet sich wohl, die leichte Fähre seiner Fabel mit zu schwerem Ballast zu beladen. Dafür streut er über das Ganze den Duft einer leichten und leisen Ironie aus, und gerade diese ist es, die dem kleinen Werke einen ganz eigenen Reiz und spezifisch Schückingschen Charakter gibt. Es ist überhaupt alles nur angedeutet, selbst die Personen sind nicht eigentlich fest umrissen, sie sind, wie mit dem Silberstift nur hingehaucht, und doch heben sie sich von dem leichten Hintergrunde deutlich genug ab. Ja, wäre Schücking hier, besonders bei der Zeichnung der Hauptperson Käthchen, so verfahren, wie etwa in seinen „Silhouetten literarischer Notabilitäten", wo er mit ein paar kräftigen, festen Strichen das Porträt zeichnet, er würde den Hauptreiz, den Schmelz der grade dieses reizende Geschöpf umgibt, zerstört haben. Dieses Käthchen erinnert wirklich schon an die

feinen und duftigen Mädchengestalten, wie sie Schücking später so oft gelungen. Wie herzlich und natürlich hat er das naive, innige und völlige Aufgehen Käthchens in ihrer Liebe geschildert: wie sie auf der Terrasse zu seinen Füßen sitzend, nichts von dem hört und versteht, was Aloys sagt, sondern immer nur in seine, vor Begeisterung leuchtenden Augen sieht; ihr banges Ahnen, das sie schon im Anfange ihres Verhältnisses oft durchzittert, daß er sie doch nicht wirklich liebt und ihren trostlosen Schmerz, als sie seine Untreue erkennt. Und dann, dieser ganz eigene Schluß; wie in zarte Wehmut löst sich das duftige, romantische Gebilde auf, noch einmal begegnet sie ihm auf der Straße, sie erschrickt sichtlich, als sie ihn erkennt, zieht hastig den Schleier über ihr Gesicht und verschwindet dann für immer seinen und unsern Blicken.

Auch der Anfang einer psychologischen Entwicklung, die sonst auf lange Zeit hinaus Schückings schwächste Seite bleibt, ist in der Schilderung der verschiedenen Stufen in Käthchens Liebesleben gemacht, und man könnte daher diese Novelle eine, wenigstens in ihrer Art, vollendete nennen, wenn die andere Hauptperson, Aloys, nicht etwas zu schemenhaft geblieben wäre. Zwar ist dieser begeisterte „deutsche" Jüngling, dessen Schicksal es war, „nie recht auf den Grund der Dinge zu kommen und sich mit der Oberfläche der Welt und der Gefühle begnügen zu müssen", und „dessen helles Auge bei Tage sehr weit blickte, aber schlecht, wo eine Dämmerung die Gegenstände verhüllte", keineswegs verzeichnet. Aber die nur andeutende Art, die ihm bei der Charakteristik Käthchens so gut gelungen, führt ihn hier zu weit: es fehlen einige Striche an diesem Studienkopfe. Störend wirken auch hie und da, besonders in der etwas zu breiten Einleitung, einige verfehlte Ausdrücke und Geschmacklosigkeiten.

Keinen Abbruch kann es dagegen der Novelle tun, daß die anmutigen Produktionen besonders Tiecks und Heines, vielleicht auch Medlhamers, den er in den „Sil-

houetten“ so sehr lobt, auf ihn eingewirkt. Dafür weist gerade dieses kleine Werk viel zu viel spezifisch Schücking-sche Züge auf. Schwerer fällt schon ins Gewicht, daß Schücking den Stoff aus einer im „Mindener Sonntagsblatt“ 1839 abgedruckten Erzählung Junkmanns entnommen hat. Es ist sicher, daß die Novellette Schückings nicht so gut geworden, wenn ihm der münstersche Freund nicht in mancher Beziehung so vortrefflich vorgearbeitet und er daher mit dessen Erzählung hätte verfahren können, wie mit einem glücklichen, historischen Stoff: er läßt alles Tatsächliche, auch Kleinigkeiten so, wie sie sind, und übernimmt einiges sogar wörtlich, im übrigen aber verfährt er völlig frei und selbständig. Und daß er so vorgegangen, kann nur gelobt werden; denn das Leben selbst, dem die Geschichte offenbar nacherzählt ist, hatte hier eine so vorzügliche Novelle gedichtet, die jede Änderung nur verschlechtern konnte. Auch kann von einer bloßen Umarbeitung oder Bearbeitung des Stoffes keine Rede sein, vielmehr ist die Novelle Schückings eine völlige Neudichtung, und insbesondere die Gestalt Käthchens, worauf letzten Endes alles ankommt, ganz und gar seine eigene Schöpfung.[1])

Alle bisherigen Produktionen Schückings, abgesehen vielleicht von der Novellette „Männerliebe“, die aber doch sehr kurz und nicht ganz selbständig ist, können trotz des Trefflichen, das sie zum Teil enthalten, nur als poetische Versuche bezeichnet werden. Nun aber holt Schücking zu einem viel größeren Wurfe aus, zu einem Romane, dessen Held kein geringerer als Englands größter Satyriker, Jonathan Swift ist. Als Vorstudie zu diesem groß angelegten Werke kann füglich eine kleine Erzählung betrachtet werden, die noch im Jahre 1839 veröffentlicht wurde, und deren Stoff ihm offenbar bei seinen eingehenden Swift-Studien aufgestoßen ist: „Samuel

1) Das Nähere über das Verhältnis der Schückingschen Novellette zu Junkmanns Erzählung siehe Anhang s. 151—153.

Boyse“, Genrebild aus dem Leben eines Dichters.[1]) Um so mehr darf diese Produktion als eine Studie zum Swift-Roman bezeichnet werden, als auch hier, ebenso wie im ersten Teile des Romanes, ein gänzlich anderer Geist weht als in Schückings sämtlichen früheren Werken. Herrscht in diesen im allgemeinen eine optimistische, jugendlich-frohe Stimmung vor, so hier ein pessimistischer und gedrückter Charakter, Armut und Dürftigkeit geben den Ton an.

Samuel Boyse ist ein verkommenes, dichterisches Talent. Er wohnt in einem sehr alten, baufälligen Hause, dessen ungemein ärmliche Stube mit Gerümpel und Lumpen aller Art angefüllt ist. Da es ihm gewöhnlich sogar an der notdürftigsten Kleidung fehlt, bleibt er fast immer im Bett liegen. So auch heute, obwohl es bereits 6 Uhr abends ist. Er fährt seine zerlumpten Kinder an, weil sie seine Phantasien stören, und schickt zwei von ihnen fort, um Brot und besonders Wein zu holen. Dann ergeht er sich in langen, schwülstigen Dithyramben, wird aber durch seine keifende und liederliche Frau recht unsanft aus seinen dichterischen Träumen gerissen. Zu dieser wenig anmutenden Gruppe tritt plötzlich der Mann des Gesetzes, um Boyse, der splitternackt aus dem Bette gezogen wird, ins Schuldgefängnis zu holen. Obwohl er Geld hätte, die nur geringe Summe zu bezahlen, zieht er es vor mitzugehen, um so von seiner Frau getrennt zu sein und sich für das Geld Wein kaufen zu können.

So kurz und skizzenhaft die Erzählung ist, so klar und trefflich ist doch alles gezeichnet: das Haus und die ärmliche Stube, ein Gemälde, das sehr an ähnliche des von Schücking so arg geschmähten Dickens erinnert;

1) „Telegraph“ 1839. Dezember, No. 201 und 202. Daß ihm der Stoff bei den Swift-Studien aufgestoßen, geht auch wohl noch daraus hervor, daß im „Boyse“ Swift erwähnt und im „Swift“ von Boyse gesprochen wird.

Samuel Boyse lebte von 1708—41. Er befand sich meist in drückender Armut. Auch ist es Tatsache, daß er meist fast unbekleidet im Bett dichtete, wie Schücking es hier beschreibt.

die liederliche Frau des Dichters, die zerlumpten Kinder, deren Gespräche zeigen, daß sie ganz ihrer Eltern würdig sind; der Diener des Gesetzes und endlich Boyse selbst, dessen edelgeformte Gesichtszüge, obwohl von Leidenschaften entstellt, doch noch deutlich das Gepräge eines nicht gewöhnlichen Geistes tragen, und der trotz seiner verstiegenen und schwülstigen Dithyramben eine überraschend realistische Schlauheit offenbart, wo es sich darum handelt, seine wenigen Groschen vor der durstigen Kehle seiner Frau zu retten. Man müßte es auffallend finden, daß Schücking dieses ganze Bild so gut gelungen ist, wenn nicht seine eigene gedrückte Lage ihm hier den Weg gewiesen hätte, die neben der starken Romantik in den Gedichten Boyses der Hauptgrund gewesen sein wird,[1]) daß er diesen seltsamen Stoff gestaltet und sich so sehr für diese gänzlich vergessene Dichtergestalt erwärmt hat.

Samuel Boyse — Jonathan Swift: der eine ein ganz mittelmäßiges Talent, dessen Leben und Wirken schon in einer kleinen Abhandlung genügend gewürdigt werden könnte, der andere Englands größter Satiriker, dessen dichterische Schöpfungen und ungemein wechselreiches Leben kaum in einem Buche ganz zu erschöpfen sind. Es ist immer ein Wagnis, einen Künstler und Dichter zum Helden eines Werkes zu machen; klagt doch selbst ein Goethe über die Grillen des Tasso, die ihn quälen; wieviel mehr wird Schücking über die viel ärgeren Grillen seines Swift geseufzt haben. Offenbar hat er seine Kräfte, als er an diesen Stoff heranging, überschätzt; denn auch ein viel reiferer und größerer Dichter als Schücking könnte leicht an ihm scheitern. Es kann daher auch nicht überraschen, daß er über den Anfang des

---

1) So nennt er Boyses Gedichte „oft herrlich" und seine größere Dichtung: „Die Gottheit" eines „der erhabensten Werke der poetischen Literatur der Briten", ihn selbst aber ein „hervorragendes Talent". Manche dieser Worte sind allerdings dem überschwenglichen Boyse selbst in den Mund gelegt.

Romans nicht hinausgekommen, ja, man braucht das nicht einmal zu bedauern; denn selbst die wenigen erhaltenen Bruchstücke zeigen seine poetische Kraft in einer Reife und Größe, die aufs höchste überraschen muß.[1])

Nach seiner klugen Weise hält sich Schücking auch hier möglichst eng an das Tatsächlichste und historisch Gegebene. So erzählt er zunächst in ein paar Worten, daß Swift in großer Armut geboren und durch seinen Oheim Godwin unterhalten wird. Dieser schickt ihn auf die Schule von Kilkenny, wo „der dunkellockige kleine Eigensinn acht Jahre lang mehr seinen Neigungen für freie Luft, Sonnenschein, Obst und Vogelnester als von den Bemühungen des Lehrers um seine geistige Entwicklung gebilligten Art die Zeit zubrachte". „Sein Kopf ist zu hart, als daß er sich ihn zerbrechen könnte", sagt der Schulmeister von Kilkenny. Auf der Universität zu Dublin treibt er es nicht besser. „Die hinreichende Portion gesunde Vernunft, die der Himmel mir gegeben hat, werden schon Zeit und Erfahrung in die rechte Ordnung bringen", sagt er den „weisen Universitätshäuptern" ins Gesicht. Weil er die damals verehrten Größen nicht anerkennen will, insbesondere auch von Mathematik nichts versteht, fällt er das erste Mal durchs Doktorexamen, und das zweite Mal erwirbt er sich die Würde eines Baccalaureus mit dem schmeichelhaften Zusatze „ex speciali gratia".

Nach dieser Einleitung, in der es Schücking trotz aller Kürze noch gelingt, die pedantischen Lehrer Swifts gut zu charakterisieren, beginnt die eigentliche Erzählung, die mit einer trefflichen Charakteristik des Hauptthelden einsetzt. Alles, was Swift bisher erlebt, konnte nur dazu dienen, die ihm angeborene Schwermut zu verstärken. So steht er auch heute in trübe Melancholie versunken,

---

1) Siehe die beiden Fragmente: „Aus Swifts Jugend" im „Telegraph" 1840. Mai No. 75—77; und „Swift in Moor-Park". Fragmente eines Romanes. Kottasches „Morgenblatt" 1840. 6.—19. Juni No. 136—147.

auf seinem Zimmer im Trinity College zu Dublin und sucht vergebens sich seiner finstern Gedanken zu erwehren.

Da kommt Varyng herein, der einzige, mit dem Swift verkehrt, und versucht, ihn aus seiner melancholischen Stimmung zu reißen. Auch die Gestalt dieses tüchtigen Durchschnittsmenschen, aus dessen „hellen, blauen Augen Gutmütigkeit und Treue, aber nicht mehr geistige Kraft blickten, als dazu gehören mochte, nach halbjährigem Einbläuen recht gründlich und fest den scholastischen Streit zwischen Roscellin und Wilhelm von Champeaux zu begreifen, oder soviel vom Wesen Duns Scotischer Skepsis einzusaugen, als sich — wie bei so manchem Skeptiker — mit dem Glauben an die eigene Unfehlbarkeit vertrug“, ist gut gezeichnet. Als es Varyng nicht gelingt, Swift aufzuheitern, hält er ihm eine lange Rede über die Verwerflichkeit seines Treibens, nur Dichter zu studieren und Satiren über die Professoren zu schreiben, statt ein ordentlich Fachstudium zu betreiben, und bricht erstaunt ab, als er unter Swifts Büchern gar ein eigenes Manuskript entdeckt, „A Tale of a Tub“ — Swift erstes größeres Werk, dessen Anfänge weit zurückgehen.[1]) Die guten Ratschläge seines Freundes machen natürlich Swift nur noch bissiger, und als Varyng, in dem Glauben, Swifts Notlage sei der Grund seiner trüben Stimmung, ihm Geld anbietet, lehnt er das mit einem barschen „nein“ ab, obwohl er sich „in drückender Verlegenheit ohne einen Penny befand“.

Kaum ist Varyng gegangen, so kommt ein Matrose aus Lissabon, dessen breitspurige und ehrliche Art mit ein paar Worten ebenfalls gut gegeben ist, und bringt Swift eine bedeutende Summe von seinem Vetter, einem reichen Kaufmann, der von dem Tode des Onkels Godwin gehört und Swift daher in Not glaubt. Dieser will

1) Allerdings hat Swift das Werk nicht so früh verfaßt, wie Schücking hier will. Vielmehr stammt der erste Entwurf wahrscheinlich erst aus dem Jahre 1692.

jetzt seinen lang gehegten Plan ausführen und nach Flandern gehen, um dort Kriegsdienste zu nehmen. Er verläßt daher, obwohl er zum Namensaufruf im Versammlungssaal sein muß, das Haus und begibt sich nach der Wohnung Varyngs, um von dessen Schwester Varyna, mit der Swift freundschaftlich verkehrt, Abschied zu nehmen. Unterwegs hört er, wie ein stämmiger Ire, der ebenfalls nach Flandern will, um dort Soldat zu werden, von einem Mädchen Abschied nimmt; als der Bursche aber ihre Tränen sieht und daran erkennt, daß sie ihn liebt, gibt er seinen Vorsatz auf, worüber Swift weidlich spottet.

Eine gute und genaue Beschreibung des Zimmers, in dem sich Varyna befindet, leitet die nun folgende Scene ein. Sie ist mit einer solchen Sicherheit entworfen und ausgeführt, wie man es für diese Zeit nimmer erwarten sollte. Besonders Varyna mit ihren bleichen, aber klassischen Gesichtszügen, die lässig in einem Armstuhl sitzt und in die knisternde Lohe des Kaminfeuers blickend, den Eintritt Swifts kaum zu bemerken scheint, ist ungewöhnlich gut gelungen. Zwar wäre es besser gewesen, das langsame Werden und Wachsen ihrer Liebe zu Swift in seinen einzelnen Phasen selbst vorzuführen, statt nur in einer kurzen Erzählung, mag diese an sich auch noch so gut sein, davon zu berichten.

„Sie hatte mit dem Scharfblick des weiblichen Herzens zuerst den Grund durchschaut, auf dem der Humor ihres jungen Bekannten aufwuchs: den Schmerz und die Schwermut; sie hatte ihn bemitleidet, dem Mitleid folgt in einem weiblichen Herzen der Wunsch zu heilen, und das Mittel, worauf es fällt, ist immer dasselbe. Varyna dachte, die Liebe müsse Swift heilen“. Als er vertrauter gegen sie wird, glaubt sie schon, ihr Mittel sei angeschlagen; aber Swift bleibt immer derselbe, und das kränkt sie um so tiefer, als sie selbst unterdes sich wirklich in ihn verliebt hat. „Sie konnte, sie wollte ihren Traum nicht aufgeben; die Liebe, die ihr im Anfange eine

angenehme, schmeichelhafte Huldigung gewesen wäre, wurde ihr nach und nach die Bedingung des Lebens". Die Eigenart dieses Verhältnisses bringt es mit sich, daß, während die beiden in Gegenwart anderer stets ein lebhaftes, in Scherzen und Witzen spielendes Gespräch führen, die Unterhaltung sofort stockt, wenn sie allein sind.

So auch jetzt. Nachdem sie ihm einige Bitterkeiten gesagt, sitzt sie schweigend in ihrem Sessel, fährt aber erschrocken auf, als er von Abschiednehmen spricht. Noch bleicher als gewöhnlich werdend, die Hände vors Gesicht gepreßt, sinkt sie zurück. Da ihr Schweigen ungewöhnlich lange währt, zieht er schließlich die Hand von ihrem Gesichte und sieht, daß sie weint. Sehr überrascht und in der Absicht, sie „am raschesten durch schnelles Zürnen aus ihrer sentimentalen Stimmung" zu reißen, küßt er sie auf die Stirn. Diese nie gewagte Vertraulichkeit deutet sie jedoch auf plötzlich erwachte Liebe und sinkt ihm weinend an die Brust, einen glühenden Kuß auf seine Lippen pressend. Das schöne Weib in seinen Armen haltend, fühlt auch Swift die Glut der Liebe zum ersten Mal durch seine Adern strömen, und ihre Liebkosungen erwidernd, bleiben sie zusammen, bis die Ankunft von Varynas Tante sie auseinander schreckt. Beim Abschied schenkt sie ihm einen Ring, und obwohl Swift am andern Morgen erkennt, daß er sie nicht wirklich liebt, zieht es ihn doch sehnsüchtig wieder in ihre Nähe.

Hier bricht das erste Fragment „Aus Swifts Jugend" ab, dessen Hauptwert in der originellen und eigenartigen Liebesscene beruht, sowie in der Feinheit, mit der Schücking das Seelenleben des seltsamen Swift und nicht minder die liebende Frauenseele Varynas zu analysieren verstanden. Die Gestalt der letzteren verdient aber noch um so höheres Lob, als er in ihr wahrscheinlich jene Vanessa hat zeichnen wollen, die von Swift verlassen, am

gebrochenen Herzen starb.[1]) Wohl schwerlich ließe sich eine Gestalt denken, die mehr dazu geschaffen wäre, diesen schwersten Leidensweg der Liebe zu gehen, als diese Varyna. Dieses Mädchen ist ganz so gezeichnet, daß man fühlt, sie kann und wird nicht weiter leben, wenn Swift sie verläßt; denn die Liebe zu ihm ist ihr überhaupt Bedingung des Lebens geworden, wie Schücking zum Überflusse auch noch selbst ausdrücklich sagt. Das wirft aber auf die Feinheit und Weisheit, mit der er den Roman entworfen, das hellste Licht.

Das zweite Fragment, „Swift in Moor-Park" überschreiben, bringt zunächst eine ausführliche Lebensbeschreibung des in Moorpark lebenden Sir William Temple, der im Zeitalter der Restauration unter den verschiedensten Herrschern dem Staat große Dienste geleistet. Er hat die Revolution erlebt, Cromwell, Monk, die Stuarts und endlich Wilhelm v. Oranien. Fünf Kinder hat er ungebeugt ins Grab gelegt, aber der Selbstmord seines einzigen, übriggebliebenen Lieblingssohnes untergräbt seine Kräfte. Faßt man nur das Fragment ins Auge, so muß die Einleitung als zu lang erscheinen; im Hinblick auf den ganzen Roman und die wichtige Rolle, die Temple in ihm spielen sollte, kann jedoch dieser Vorwurf nicht aufrecht erhalten werden.

Die eigentliche Handlung setzt mit einer genauen Beschreibung des Schlosses ein, die zwar ganz in der Art

---

1) Allerdings sind Varyna und Vanessa nicht identisch. Das Verhältnis zu Varyna (Jane Waring) brach Swift schon bald wieder ab. Dagegen folgte ihm Vanessa (Esther Vanhomrigh), die er später kennen lernte, nach Irland und starb hier, als sie sein Verhältnis zu Esther Johnson erfuhr, wie es heißt, am gebrochenen Herzen. Schücking muß aber sicher beabsichtigt haben, Varyna und Vanessa zu identifizieren. In der auf S. 140 zitierten Notiz aus dem „Telegraphen" ist lediglich von zwei Frauen die Rede, zwischen denen Swift wählen mußte. Schücking wird wahrscheinlich vorgehabt haben, da er das erste Fragment ganz fallen lassen wollte, die Szenen zwischen Swift und Varyna in etwas veränderter Form später wieder einzufügen. Die Gestalt Varynas zu ändern, lag gar kein Grund vor,

W. Skotts gehalten ist, aber deutlich Schückings Eigenart verrät in der sichtlichen Liebe, mit der er jede Einzelheit des weitläufigen Gebäudes beschreibt, sowie in seinem feinen Urteil über den Baustil der damaligen Zeit, den er zu überladen nennt. Als Swift sich dem von einem Weiher umgebenen Gebäude nähert, erblickt er — ohne Romantik kommt Schücking in diesem zweiten Fragment nicht mehr aus — am Wasser eine weiße, weibliche Gestalt, die Schwäne füttert und dann plötzlich seinen Augen entschwindet. Trefflich führt er nun den herrischen und stolzen Swift im Hause Temples ein. Billy, der Haushofmeister Temples, eine zwar in ihrer plumpen und wichtigtuenden Art köstliche, aber nicht sehr originell anmutende Gestalt, stellt sich dem wenig elegant aussehenden Swift als Sir William Temple vor, wird jedoch von diesem mit solch gebieterischen und von scharfer Satire geätzten Worten angefahren, daß er ihn ganz verdutzt sofort seinem Herrn anmeldet. Nach kurzem Warten in einem eleganten Zimmer, dessen genaue Beschreibung wiederum die intimste Detailkenntnis Schückings verrät, darf Swift vor Temple erscheinen.

In der nun folgenden und der zweiten, am andern Morgen spielenden Scene zwischen diesen beiden Hauptpersonen des Fragmentes hat Schücking etwas geschaffen, was er in dieser Feinheit und plastischen Anschaulichkeit auf lange Jahre hinaus nicht wieder erreicht hat. Schon an Schückings erster Produktion aus dieser Zeit, den „Silhouetten literarischer Notabilitäten“ ist auffallend, daß ihm der vornehme und zurückhaltende Diplomat Franz

---

ja, es wäre sehr unklug gewesen, da, wie im Haupttext ausgeführt, keine Person sich besser zu der Rolle der Vanessa geeignet hätte. — Auch sonst hält sich Schücking in dem Fragment nicht genau an das nur historisch Feststehende bez. der Frauen, die in Swifts Leben eine Rolle gespielt. So nimmt bei ihm das Verhältnis zu Varyna bereits während dessen Aufenthalt auf dem Trinity College zu Dublin seinen Anfang, in Wirklichkeit lernte Swift sie aber viel später kennen.

von Maltitz, wie die zartbesaiteten und feinen Gestalten eines Tieck und Tiedge, sowie der früh gebrochene und müde Medlhamer und andere ähnliche am besten gelungen.[1]) Ob das nach diesen drei Richtungen hin schon so früh hervortretende, starke Können Schückings der Grund ist, daß dieser Sir William Temple eine der besten Gestalten geworden ist, die Schücking in seinem ganzen Leben geschaffen? Denn in ihm hatte er alles das ververeinigt, was die drei früher schon so gut gelungenen Gruppen von Personen in sich bergen: den vornehmen Diplomaten, die feine und zartbesaitete Natur und endlich den durch den Selbstmord seines jüngsten Sohnes gebrochenen und müden Greis.

Lässig auf einem Sofa liegend, das feingeschnittene, gramdurchfurchte und doch noch immer so imponierende, geistreiche Gesicht in die Hand gestützt, empfängt er mit der hohen Herren eigenen Gelassenheit den jungen Swift, der ihm ein Empfehlungsschreiben überreicht. Als er beim Lesen desselben an die Stelle kommt, wo auf die entfernte Verwandtschaft Swifts mit ihm angespielt wird, mißt er diesen mit kalten, ironischen Blicken, bricht aber in offen höhnenden Spott aus, als er in den Zeugnissen auf die vielen Strafen und den „ex speciali gratia“ erteilten Doktorgrad stößt. Dieser kränkenden Behandlung Swifts setzt er schließlich dadurch die Krone auf, daß er ihn als gewöhnlichen Schreiber bei sich behält, statt ihm, nach der in dem Briefe ausgesprochenen Bitte, das nötige Geld zur Reise nach Flandern zu geben, wo Swift Kriegsdienste nehmen will. Der in seinem Stolze tiefverletzte Swift sucht durch seine Oden am andern Morgen sein Renommee bei Sir Temple wieder herzustellen, erntet jedoch für diese nur Tadel, da dem fein empfindenden Temple der derbe Geschmack Swifts nicht zusagt; er

---

1) Vgl. S. 113 ff.

verweist ihn ausdrücklich auf seine eigene Schrift „Über das Wesen und den Ursprung der Poesie".[1])

Den zwischen diesen beiden nach Gehalt und Ausführung vortrefflichen Scenen liegenden Zeitraum füllt Schücking durch eine eingehende Charakteristik Swifts und durch ein sehr romantisch-phantastisches Erlebnis aus. Wie auch im ersten Fragment betont Schücking die Schwermut Swifts und sucht aus ihr seinen ganzen Charakter zu entwickeln, wobei er hier aber zugleich auf den Fortgang des ganzen Romanes hindeutet. Diese Stelle ist daher von besonderer Wichtigkeit. „Das Leben hatte ihm von seiner frühesten Kindheit an nur seine dunkle, wehevolle Seite gezeigt; er hatte sich daran gewöhnt, nur diese ins Auge zu fassen; der Leichtsinn oder die leichtversöhnte Genügsamkeit, welche sich an die Lichtseite des Lebens halten, sie hervor zu suchen wissen, wo sie sich verbergen, und das Unglück nur als einen bittern Zusatz in dem würzigen Becher des Lebens betrachten, der dazu gehört, um die Schale desto schäumender und schmackhafter zu machen, waren seinem tiefen Ernste fremd. Er konnte nicht vergessen — eine der unglücklichsten Anlagen des Menschen. Dem aber, der einmal nur die dunklen Seiten des Lebens zu sehen sich angewöhnt hat, für den kehrt, wie sich rächend, das Leben auch nur diese Seiten heraus; es hält die leichteren Offenbarungen seines Wesens im Glücke hartnäckig vor dem trauernden, immer bitterer werdenden Gemüte des dem Schmerz geweihten Armen verborgen. Unsere Weltanschauung macht nicht bloß subjektiv und innerlich, sondern auch äußerlich in den weltlichen Erfolgen uns glücklich oder unglücklich. Wir möchten Nachdruck auf diese

1) Diese Schrift Temples, sowie dessen „Denkschriften" muß Schücking sicher gelesen haben, wie auch aus dem Ganzen hervorgeht, daß er sich aus allen möglichen Büchern über ihn informiert hat. Daß auch seine Worte über den Baustil, die Kleidung, die Zimmereinrichtung das eindringendste Studium verraten, ist nach dem früher Gesagten selbstverständlich.

Worte legen, da uns die Idee darin angedeutet scheint, die sich aus dem Leben unseres Helden entwickelt".

Als Swift in dieser durch die ironische Behandlung Temples noch gesteigerten Schwermut in den Abend hinaussieht, erblickt er am offenen Fenster eines gegenüberliegenden Zimmers wieder die Gestalt der weißen Jungfrau, die sich über ein Bild neigt, aber erschrocken auffährt, als plötzlich ein völlig gerüsteter Krieger als Geist ins Zimmer tritt; gleich darauf wiehert auch ein Pferd unter Swifts Zimmer. Er bringt das Ganze mit einem auf dem Gange hängenden Gemälde zusammen, auf dem ein schönes Mädchen, in vollem kriegerischen Schmuck auf einem Pferde, zu Tode getroffen niedersinkt.

Nach dem mißglückten Versuche Swifts, bei dem zweiten Zusammentreffen mit Temple diesem durch seine Gedichte eine höhere Meinung von sich beizubringen, sucht er nun an der Mittagstafel durch seinen Geist zu glänzen. Er verletzt jedoch zunächst die Lady Temple, eine steife, hochmütige Aristokratin, durch die Frage nach dem Gemälde, da man die ganze, anscheinend höchst tragische Geschichte mit ihrer Familie zusammenbringt, und dann auch nicht minder den Hausherrn, indem er sagt, das verbrecherische Ministerium Cabal hätte doch eigentlich von der London-Bridge in die Themse geschleudert werden müssen. Nun hat sich aber gerade der letzte Sohn Temples von der London-Bridge in den Tod gestürzt. Entrüstet verläßt Lady Temple den Saal, während der Hausherr nur mühsam seine Fassung wiedererlangt und der bis jetzt sehr schweigsame Hausgeistliche sich vergebens bemüht, die gänzlich stockende Unterhaltung wieder in Fluß zu bringen. Infolge dieser, wenn auch nur durch Unkenntnis der Verhältnisse hervorgerufenen Etiquettenfehler muß Swift immer allein auf seinem Zimmer essen, was besonders den Haushofmeister ungemein freut; auf dessen kränkende Äußerungen über diesen Vorgang antwortet Swift aber in solch scharfer, ätzender Weise, daß Billy ihm

Rache schwört. Die ganze Tischscene erinnert sehr an den ähnlichen Vorgang im „Neuen Parzival“, wo Johannes im Kreise der Fürstin Gallitzin auch durch seine „Tumpheit“ allgemein Anstoß erregt, im übrigen reiht sie sich aber den beiden Scenen zwischen Swift und Temple würdig an.

Obwohl tief verletzt und verstimmt, bleibt Swift aus Liebe zu seiner Mutter, die er nicht betrüben will, mehrere Monate in Moorpark. Da heißt es eines Tages, daß Wilhelm von Oranien den alten Staatsmann in seiner Einsiedelei besuchen will. Swift trifft den König im Parke, erkennt ihn jedoch nicht wegen seiner einfachen Kleidung und kommt bald mit ihm in ein Gespräch über Politik. Der junge Irländer verteidigt sehr energisch und feurig die Rechte seines Vaterlandes und nicht minder die bill of rights, die dem König so ziemlich die Hände bindet. An den sicheren und staatsklugen Antworten des Oraniers, sowie an dessem hoheitsvollem Abschiede von ihm erkennt Swift, mit wem er geredet. Diese Scene ist offenbar die am wenigsten gelungene in beiden Fragmenten. Swift ist zwar auch hier mit derselben Treue, wie sonst gezeichnet und durch die langen politischen Räsonnements hat Schücking den angehenden Politiker, als der Swift später eine so große Rolle in England und Irland gespielt hat, trefflich eingeführt. Aber dieser Oranien! Alles, was Schücking zur Charakterisierung dieses hervorragenden Mannes beibringt, ist zwar an sich richtig und gut; aber es ist ihm nicht gelungen, diese einzelnen Züge zu einem wirklichen und ganzen Porträt zusammen zu stimmen, es ist keine Gestalt aus einem Gusse geworden. Der Grund für diese Tatsache, ist wohl darin zu suchen, daß seine poetische Kraft damals doch noch nicht ausreichte, einer solchen Erscheinung, wie dem größten der Oranier, voll gerecht zu werden. Dieses Versagen seiner Kräfte hat aber Schücking dazu verführt, hier viel zu viel zu arbeiten und zu feilen, und dadurch kommt etwas Gezwungenes und

Gesuchtes in diese ganze, sonst so gut entworfene Scene. Schücking gehört eben zur Gattung jener Künstler, denen nur etwas auf den ersten Wurf und Hieb gelingt; sobald er feilen muß, ist es schlimm um ihn bestellt.[1])

Ganz in seinem Element ist Schücking aber wieder in der nun folgenden Scene, in welcher der Empfang des Königs geschildert wird. Sie ist besonders deshalb wichtig, weil hier zum ersten Mal der in den bisherigen Werken Schückings nur hie und da aufblitzende Humor einen ganzen Vorgang beherrscht und überraschend reich und reif zutage tritt. Schückings Humor ist von der behaglichen Art, wie er insbesondere W. Skott eigen ist, unterscheidet sich aber sofort von diesem durch die feinere und intimere Weise der Ausführung — an G. Keller erinnernd — und besonders durch die leise und leichte Ironie, die über allem ausgestreut liegt und dem Ganzen einen eigentümlichen, spezifisch Schückingschen Charakter verleiht! Diese sonderbare Mischung von derbem und feinem Humor zeigt sich auch hier deutlich: der Haushofmeister, der sich ob der Würde seines Amtes heute noch mal so stolz in die Brust wirft und einen Uneingeweihten glauben machen könnte, er sei die Hauptperson bei dem festlichen Empfange; die in allem Glanze der Toilette „prangende“ Lady Temple, noch unnahbarer erscheinend als sonst, und dann der Hauptcoup Schückings: die grenzenlose Bestürzung und Verwirrung, in die all das festliche Gepränge gerät, als der König, der unterdes aus dem Parke herangekommen, plötzlich und unerwartet mitten unter den Wartenden steht und die sonst so geistesgegenwärtige Lady durch sein unceremonielles Erscheinen derart aus der Fassung bringt, daß sie in die wenig höflichen Worte ausbricht: „Majestät kommen ja, wie ein Dieb in der Nacht“. Es zeugt übrigens wieder

---

1) Fast wörtlich so drückt sich Schücking in seiner Kritik über, „Die neueste Lyrik“ aus, als er von den echten Dichtern spricht, die stets nur wenig feilen. (vgl. S. 88.) Diese Worte sind also zunächst aus seiner eigenen, poetischen Praxis hergeleitet.

von der seltsamen Reife, die in diesem ganzen Werke zutage tritt, daß Schücking selbst an dieser Stelle, wo die Versuchung doch so nahe lag, die Lady nicht karikiert hat; selbst in dieser verfänglichen Situation behält sie, die zwar steifaristokratische, aber feingebildete Dame, die mit der Königin Maria in beständigem, geistreichem Briefwechsel stand, einen Rest wirklicher, imponierender Hoheit, die zwar nicht ein leises Lächeln, wohl aber ein spöttisches Lachen über sie gänzlich unterbindet. Am besten ist aber auch in dieser Scene wieder Temple gelungen. Er faßt sich von all den grenzenlos Überraschten am schnellsten, gibt dem plötzlichen Erscheinen Oraniens sofort eine humoristische Deutung und führt ein derart meisterhaft diplomatisches Gespräch mit dem Könige, seinem früheren Gegner, daß dieser lachend in die Worte ausbricht: „Ich sehe, mein alter Freund Temple hat in der Einsamkeit nichts von seiner Kunst des Redens verlernt“.

Swift blickt unterdes staunend dem ganzen Vorgang zu, noch immer verblüfft über Oranien, der jedes königlichen Schmuckes bar, sich doch mit jedem Worte und jeder Gebärde als König zu geben weiß. Er verfällt dann in eine längere Betrachtung über die Vorzüge der Republik und des Königstums, die unter dem frischen Eindrucke der imponierenden Gestalt Wilhelms von Oranien sehr zugunsten einer vom Könige geführten Regierung ausfällt.

Hiermit schließt das zweite Fragment, das zugleich das letzte ist. Der sehr sichere und klare Aufbau gerade dieses zweiten Bruchstückes, das schon so deutlich Schückings große und augenfällige Meisterschaft in der Exposition zeigt, läßt jedoch zum Teil sehr sichere Schlüsse auf die beabsichtigte Weiterführung der Handlung zu. So darf man als unzweifelhaft sicher annehmen, daß Schücking vor hatte, das erste Fragment völlig fallen zu lassen. Was hätte es sonst für einen Zweck gehabt, die hier schon zur Genüge betonte Schwermut Swifts im zweiten Teile nochmals breit zu begründen und zu

erörtern. Auch wäre es ein nicht zu lösender Widerspruch, daß Swift schon in Dublin von seinem Vetter aus Lissabon genügend Geld bekommt, um Kriegsdienste in Flandern nehmen zu können, in Moorpark aber Temple nochmals um Mittel für diesen Zweck angeht.

Hier in Moorpark sollte sich offenbar der erste Teil der Handlung abspielen. Im Mittelpunkte derselben hätte wahrscheinlich das schon bald anhebende Zerwürfnis mit Temple gestanden, das Schücking trefflich vorbereitet. Hierbei würde wohl der von dem herrischen Swift in seiner Würde tief gekränkte Haushofmeister die Hand im Spiele gehabt haben, vielleicht, nach den Andeutungen desselben, daß es in Swifts Zimmer spukt, gar unter Zuhilfenahme von Gespenstern, die ja bereits im Fragment dräuend umgehen.

Die weiße Gestalt der romantischen Jungfrau sollte sicher Esther Johnson sein, die Swift in Moorpark kennen und lieben lernte. Bereits im Dezember 1839 erschien eine Notiz über Schückings Roman im „Telegraph", in der auffallender Weise nur hervorgehoben wird, daß der „große Satyriker in einem zarten Verhältnis zu zweien Frauen lebte, zwischen denen er wählen mußte, worauf die eine am gebrochenen Herzen starb".[1]) Hiernach zu schließen, muß Schücking beabsichtigt haben, eben dieses „zarte Verhältnis" Swifts zu Esther und Varyna als eigentlichen Konfliktsgegenstand — ein sehr glücklicher und fruchtbarer Gedanke — in den Mittelpunkt der Handlung zu rücken. Ja, es scheint, daß Schücking, zu dessen stärksten und am frühesten sich äußernden Gaben jene

1) Diese wichtige Notiz steht im „Telegraph" 1839. Dezember. No. 202, S. 1616, unter „Kleine Chronik" und lautet ganz: „Von unserm geistreichen Mitarbeiter Levin Schücking in Münster wird ein Roman: Swift erscheinen. Bekanntlich lebte der große Satyriker in einem zarten Verhältnis zu zwei Frauen, zwischen denen er wählen mußte, worauf die eine am gebrochenen Herzen starb. Schücking lebt in einem Kreise sehr bedeutender Frauen, wo er den Ton und die Färbung eines solchen zarten Verhältnisses leicht der Natur wird ablauschen können".

gehörte, eine Frauenseele intuitiv zu erfassen und dichterisch zu verkörpern und zu verklären, nicht zuletzt durch dieses interessante Problem zu dem Stoffe hingezogen worden ist. Hauptsächlich aber hat ihn die Gestalt des Hauptheldeh, Swift selbst, interessiert, und in ihm hat Schücking zugleich das beste Selbstporträt seiner Jugendzeit gegeben, das sich denken läßt. Zwar sind einige Charakterzüge, wie das meistens geschieht und geschehen muß, dem erdichteten Helden zuliebe, stärker aufgetragen, als wenn Schücking n u r sich selbst zu zeichnen gehabt hätte. Wer aber erkännte in dem selbstbewußten und bei allem Stolze, wie in bezeichnender Weise ausdrücklich hervorgehoben wird, bescheidenen Swift nicht sofort Schücking selbst wieder? Auch die tiefe Schwermut, die Schücking den Grundakkord in Swifts Wesen sein läßt, entsprach ganz seiner damaligen Seelenstimmung, und daß es ihm so gut gelungen, gerade diese bis ins einzelnste festzuhalten, ist, wie schon an anderer Stelle erwähnt, der beste Beweis dafür, daß Schücking nicht so leichten Herzens das Elend jener Tage ertragen hat, wie er es in seinen „Lebenserinnerungen" darzustellen sucht. Daß er Swifts bedrängte Lage ganz seiner eigenen gedrückten Existenz nachgezeichnet, braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden. Und so hat Schücking noch vielerlei, ja fast alles in diesem Werke, wie in kaum einem andern, aus seinem eigenen Ich und den ihn umgebenden Verhältnissen hergenommen.[1])

Wäre ihm das aber auch bei einer Weiterführung des Romans möglich gewesen? Ohne Zweifel nicht, und das war sicher ein Hauptgrund, daß das Werk Fragment ge-

---

1) So hat Varyna einige Züge von A. von Droste, sowohl in ihrem Charakter, ihrer scharfen Spottlust, als auch in der äußeren Erscheinung, ihrem feinen, blassen Gesicht. Varyng ist sicher einem der guten Freunde Schückings, die ihm während seiner Studentenjahre rieten, mehr bei seinem Fachstudium zu bleiben (vgl. L. E., S. 103), nachgezeichnet. Sir William Temple hat einige Züge von Schückings Großvater. Das einsam gelegene Moor-Park erinnert an Klemenswerth.

blieben ist. Woher hätte Schücking z. B. die Staffage nehmen sollen zu dem so erbitterten Kampfe zwischen den Tories und Whigs, in den sich Swift schon bald nach seinem Fortgange von Moorpark Hals über Kopf hineinstürzte? An Swifts politischer Betätigung konnte Schükking aber keineswegs vorbeigehen, und wie insbesondere das zweite Fragment zeigt, hatte er das auch gar nicht vor; denn eben darin beruhte der Schwerpunkt des Romans, die Entwickelung des ganzen Swift zu geben, sowohl des Menschen, des Dichters, wie auch des Politikers.

Damit war aber ein zweites, und zugleich das größte Hemmnis der Arbeit gegeben. Es ist Schücking zwar außerordentlich gut gelungen, Swifts und Varynas Seelenstimmung festzuhalten, und dieses sich so früh äußernde psychologische Vermögen Schückings ist für die Beurteilung seines ferneren dichterischen Werdeganges von großer Wichtigkeit. Eins aber hat Schücking trotz einiger, man möchte sagen, verzweifelter Ansätze, während seiner ganzen dichterischen Tätigkeit nie recht zuwege gebracht, nämlich die langsame und stete Entwicklung eines Menschen bis zum Abschlusse seiner Charakterbildung zu geben. Und nun wollte er gar in so jungen Jahren den Werdegang eines so bedeutenden und vielseitigen Mannes wie Swift schildern! Das war ein völliges Vergreifen im Stoff. Auch ist es sehr fraglich, ob Schücking den düsteren, melancholischen Ton, wie er ihn glücklich in den Fragmenten anzuschlagen verstanden, in dem ganzen Werke durchzuhalten vermocht hätte, wie es doch bei dem Charakter der Hauptperson nötig gewesen wäre. Schücking war doch letzten Endes viel zu sehr Optimist und ein von Swift zu wesensverschiedener, lebensfroher Charakter, als daß es ihm möglich gewesen wäre, die Entwicklung dieses menschenfeindlichen und durch und durch pessimistischen Satirikers zu geben, mit dem er sich nur vorübergehend, unter dem Einfluß der damals bei ihm selbst vorherrschen-

den, düsteren und melancholischen Stimmung, verwandt fühlen konnte.[1])

Die Swift-Fragmente sind das wichtigste Werk aus Schückings dichterischer Frühzeit, nicht etwa sein drei Jahre später vollendeter, erster Roman „Ein Schloß am Meer“. Erst die 1846 erschienenen „Ritterbürtigen“ können sich an Größe des Wurfes und an Sicherheit und Schärfe der Charakteristik mit dem „Swift“ messen, erreichen ihn aber nicht an echt poetischer Wärme des Tones. Gewiß sind auch die Fragmente nicht ohne Mängel. Was aber wollen die besonders im ersten Bruchstück, das sicher zuerst entstanden und am wenigsten durchgefeilt ist, gelegentlich auftretenden, störenden, stilistischen Unbehülflichkeiten besagen gegen den echt epischen Fluß der so vortrefflich und ungezwungen erzählten Handlung? Was gar die an Walter Skott erinnernden Stellen gegen die so offensichtlich zutage tretende Originalität des so kühn entworfenen und so sicher ausgeführten Werkes?

Nur eins scheint den Wert der Fragmente herabzudrücken. Das Ganze macht zwar den Eindruck eines sehr intuitiv und groß geschauten Gemäldes; zugleich ist aber auch jede Nuance auf das genaueste abgewogen und berechnet. Es ist mehr Feinheit in allen Scenen und Charakteren zu finden als eigentliche Tiefe und Leidenschaft. Selbst die stürmische Genialität der Hauptperson, Swift, ist sehr gehalten und die stille, resignierte Stimmung bei ihm vorwaltend. Es fehlt das Kecke,

---

1) Nach einer Notiz zu schließen, die der „Telegraph“ im Anschluß an das von ihm veröffentlichte Fragment brachte, scheint Schücking allerdings noch im Mai 1840 nicht an einen völligen Abbruch des Romans, sondern nur daran gedacht zu haben, den ersten Teil fallen zu lassen. Die Notiz lautet: „Dieses kleine anmutige Bild ist aus einer größeren Arbeit, deren Publikation wir begierig entgegensehen, vom geschätzten Herrn Vf. uns mitgeteilt“ („Telegraph“ 1840. Mai. No. 77, S. 307).

Schwunghafte, das so manche seiner ersten Erzeugnisse, z. B. den „Neuen Parzival" auszeichnet. Einesteils ist das sicher durch den Stoff bedingt, der eine ebenmäßige, gerade Handlung forderte. Auch prallen im Anfange eines Romans — und mehr als den Anfang stellen die Fragmente nicht dar — die Gegensätze nicht gleich so hart aufeinander, daß man im tiefsten Innern dadurch erschüttert werden könnte. Doch das alles trifft nicht den Kern der Sache. Es hieße nämlich von den Hopfen Wein verlangen, wenn man von dem jungen Schücking ein echtes, von Leidenschaft durchwühltes Sturm- und Drangwerk erwartete. Es ist schon an anderer Stelle gesagt worden, daß seine herbere, westfälische Art sich in der Jugend nur in romantischen Nebeln und Gewittern entlädt, unverhüllt und elementar jedoch kommt sie erst sehr spät zum Durchbruch, und das kann bei der so ungemein langsam voranschreitenden dichterischen Entwicklung Schückings auch gar nicht anders sein, zumal gerade die Romantik durch den langen Aufenthalt in Klemenswerth überstark in ihm emporgewuchert war.

Dagegen hatte er sein großes Erzählertalent, seine Begabung für das anmutige und feinere Genre und sein starkes plastisches Vermögen gleichsam als fertiges Erbe — falls eine solche Deutung erlaubt ist — von seinen Vätern überkommen, und darin eben beruht der Wert der Fragmente, daß diese Gaben in ihnen schon so überaus gereift und kräftig zutage treten. Es ist, als ob Schücking, durch die Not gestachelt, alle seine Kräfte zusammengerafft hätte, um in einem gewaltigen Anlaufe den Gipfel des Parnasses zu erklimmen. Denn es führt kein Weg von seinen ersten dichterischen Versuchen zu diesem Werke; jäh und unvermittelt ragt es plötzlich wie ein Gipfel auf. Es bildet nicht den naturgemäßen Abschluß seiner frühesten dichterischen Periode, sondern es ist mehr: es weist verheißungsvoll auf seine besten und reifsten, späteren Produktionen hin.

Auch Schücking selbst ist nach diesem Werke ein anderer. Die Größe des Wurfes, den er hier gewagt,

scheint ihn gewaltsam über sein bisheriges Tasten und Suchen nach dem rechten Wege hinweggerissen zu haben. Umfangreichere Werke fließen jetzt aus seiner Feder, und die Linienführung seiner Hand wird fester und bestimmter. Schon kurze Zeit nach den Swift-Fragmenten veröffentlicht er seine ausgezeichnete Plauderei „Die poetischen Frauen". Die Anfänge seines ersten größeren Werkes, des „Malerischen und romantischen Westfalen", fallen noch in dieses Jahr, und selbst in der Lyrik, die ihm am allerwenigsten liegt, gelingt es ihm jetzt, einen originelleren und eigeneren Ton anzuschlagen.

Auch in seinen äußeren Verhältnissen hat sich unterdes manches gebessert. Durch seine kritischen und poetischen Arbeiten hatte er sich in der schriftstellerischen Welt einen weithin bekannten und geachteten Namen erworben. Gutzkow nennt ihn von den etwa 30 Mitarbeitern an seinem „Telegraphen" immer an erster Stelle; in einem Briefe schrieb er ihm, daß er sich „zu dem eigentümlichen Geiste, der aus allem seinem Tun und Lassen spreche, innigst hingezogen" fühle, womit er die unzweifelhafte Originalität auch der ersten schriftstellerischen Leistungen Schückings trefflich charakterisiert hat. Ja nicht nur das; er, der angesehenste und gefürchtetste Kritiker und Publizist der damaligen Zeit, bot ihm, dem jugendlichen Anfänger, sogar die Redaktion seines „Telegraphen" an, dieses viel gelesenen und wichtigen Literaturblattes, weil, wie er schreibt, Schücking „der Geeigneste wäre, an seiner Stelle dieses Blatt fortzuführen".[1]) Um so stolzer konnte Schücking auf dieses ehrende Angebot sein, das er aus anderswo zu erörternden Gründen ablehnte, als er sich die Achtung, die ein Gutzkow ihm damit bekundete, ganz aus eigener Kraft und Energie, lediglich durch seine schriftstellerischen Leistungen erworben hatte.

---

1) Vgl. die beiden Äußerungen Gutzkows in den L. E. I. Bd. S. 112 und II. Bd. S. 48.

Und in jener Zeit endlich war es auch, wo ihm das sonst so neidisch und karg gewordenen Schicksal etwas von dem Besten und Köstlichsten bescherte, was ihm in seinem ganzen Leben zuteil wurde: Die Freundschaft mit zwei der edelsten Persönlichkeiten unserer Literatur, deren eine zugleich zu ihren Größten zählt, die Freundschaft mit Freiligrath und mit A. von Droste-Hülshoff.

Anhang.

I. „Aus Münster“ (zu S. 92/3).

Dieser Aufsatz ist gänzlich anonym erschienen. Die Autorschaft Schückings läßt sich aber mit zweifelloser Sicherheit feststellen. Am meisten scheint gegen ihn zu sprechen der klare, sachliche Stil mit seinen kurzen, knappen und schlagenden Sätzen. Das war hier aber durch die Sache geboten: einen polemischen und zum Teil ganz wissenschaftlichen Artikel schreibt man nicht mit poetischer oder gar romantisch-forcierter Begeisterung. Fast ausschließlich aber, wenn diese ihn erfaßt, verfällt Schücking während seiner Jugend in den überschwenglichen und unübersichtlichen Stil. Die rein wissenschaftlichen gleichzeitigen Arbeiten, so z. B. „Die Fürstin Gallitzin und ihre Freunde“ sind ganz in demselben sachlichen, oft nüchternen Tone geschrieben wie dieser Aufsatz.

Ebenso findet sich das auf den ersten Blick sehr frappierende, überlegene, seltsam objektive und unparteiische Urteil in andern, gleichzeitigen Arbeiten Schückings, wie insbesondere in seinen großen, literarhistorischen Kritiken. Woher diese Frühreife rührt, ist schon im Haupttext hervorgehoben; es ist sein umfassendes historisches Wissen, das ihm aber nichts weniger als totes Wissen, sondern lebendigstes Geisteseigentum ist und so ihm auch den Blick für seine Zeit und ihre Verhältnisse geschärft hat und vor allen Einseitigkeiten bewahrt. Echtester Schücking ist auch seine freie und ungeschminkte Meinung über die Westfalen und die

münstersche Geistlichkeit, sowie besonders sein scharfes Urteil über den westfälischen Adel u. a. m.

Seine große Beschlagenheit in der Kirchengeschichte kann nicht wundernehmen, wenn man bedenkt, daß er dieses große Wissen wohl hauptsächlich seinem, auf diesem Gebiete besonders beschlagenen Vater verdankte. Auch zeigt der Aufsatz „Die Troubadours als historischer Romanstoff", bei dem die Autorschaft Schückings unzweifelhaft feststeht, dieselben großen Kenntnisse auf diesem Gebiete.

Aus Münster selbst stammt der Aufsatz sicher, wie die genaue Bekanntschaft mit allen münsterschen Verhältnissen, sogar seiner Geschichte — letzteres spricht noch besonders für Schücking — deutlich beweist. Der Autorenkreis für den Aufsatz ist daher von vornherein äußerst beschränkt. Außer Schücking käme nur noch Schlüter in Betracht, der ihn an Gelehrsamkeit noch übertraf. Dieser kann es aber nicht sein wegen der starken liberalen Tendenz des ganzen Aufsatzes in politischer wie kirchlicher Hinsicht. Auch war Schücking damals der einzige Mitarbeiter aus Münster am „Telegraphen", — Fraling kommt erst später — und daher an erster Stelle berufen, den Schmähartikel auf Münster (Telegr. N. 44) zu erwidern, der offenbar allein den Aufsatz Schückings hervorgerufen.

Schließlich spricht noch eine Kleinigkeit überzeugend für Schückings Autorschaft. In mehreren seiner Jugendarbeiten, so z. B. in den „Silhouetten literarischer Notabilitäten" gebraucht Schücking ein originelles, übrigens immer glücklich angewandtes poetisches Bild, das stets zu Vergleichen angezogen wird: ein einsamer Weiher, von undurchdringlichen Waldesschatten umgeben und umhütet etc. Dieses Bild findet sich auch hier in folgender, nicht ungeschickt abgeänderter Form: „Oft tief gelehrt, (nämlich die Geistlichen aus dem Münsterlande) fehlt ihnen doch das Licht, wie man in einem tiefen Brunnen nur die Sterne, aber nicht die Sonne sieht".

II. „Silhouetten literarischer Notabilitäten“. (zu S. 113—115).

Man erkennt hier Schücking sofort an seinem Stile. Jeder, der einigermaßen in Schückings Werke, besonders die seiner Jugend eingelesen ist, wird an der eigentümlichen Mischung von Sachlichkeit und höchstem Schwung, der frischen Gegenständlichkeit der Schilderung und der romantischen Überschwenglichkeit, wie nicht minder an den verschrobenen und unübersichtlichen Sätzen, die in den letzten, gänzlich anonym erschienen Serien wahre Orgien feiern, sofort Schücking erkennen.

Daß ihm die müden, zarten und vornehmen Naturen am besten gelungen, ferner die köstlichen Detail-Schilderungen der rokokomäßig eingerichteten Wohnungen eines Tiedge, Spontini etc., spricht nicht minder gerade für ihn. Es könnte nur auffallen, daß viele dieser Charakteristiken schon so ausgezeichnet sind. Wenn man aber bedenkt, daß die ebenfalls durchweg gut gelungenen Charakteristiken Fürstenbergs und der Gallitzin im „Neuen Parzival“ gleichzeitig mit den „Silhouetten“ entstanden sind, daß die vorzüglichen, plastischen Porträts in dem Aufsatz „Die Fürstin Gallitzin und ihre Freunde“, sowie in „Samuel Boyse“, besonders aber im „Swift“ — Sir William Temple im „Swift“ gehört zu den besten Gestalten, die er überhaupt geschaffen — nur wenig später veröffentlicht wurden, so kann das nicht mehr rätselhaft, sondern nur natürlich erscheinen. Diese „Silhouetten“ sind eben die bedeutungs- und verheißungsvollen, ersten Äußerungen eines plastischen Talentes ersten Ranges.

Auf Schücking deuten ferner verschiedene literarhistorische Bemerkungen über Tiedge, Medlhamer u. a., die seine besondere Vorliebe für das elegante, intimere Genre und die feinere Komik deutlich zeigen; wer anders als Schücking würde überhaupt wohl einen Mann wie Medlhamer, Maltitz, Tiedge etc. in diese Silhouetten eingereiht haben?

Endlich bekunden einige äußere Kennzeichen Schükking deutlich als den Verfasser. Die letzten sechs Serien (in Nr. 126, 127, 129, 131, 137, 139) sind zwar ganz anonym erschienen; aber es ist bereits gesagt worden, daß gerade in diesen der spezifisch Schückingsche Stil besonders vorwaltet, mehr als in den ersten, die mit Schückings beliebtem Abkürzungszeichen „L. S.“ gezeichnet sind, wozu bei den ersten beiden Nr. zum Überfluß noch ein „i. M.“ hinzutritt — Das wenig glückliche Bild: „Zu Dresden, dem grünen Gewölbe Deutschlands an berühmten Namen und Kunstschätzen“ in dem mit „L S.“ gezeichneten Artikel über Tieck (Nr. 47) kehrt in der gänzlich anonym erschienenen Serie in Nr. 129, bei Tiedge in wenig verändeter Form wieder: „Dresden, jenes wahrhaft grüne Gewölbe von dichterischen Berühmtheiten“. — Das in Schückings Jugendschriften so häufig vorkommende Wort „pittoresk“ findet sich auch hier in Nr. 126 unter „Ludwig von Bayern“, und der beliebte Vergleich Schückings mit dem einsamen Weiher etc. worauf schon unter I. „Aus Münster“ (s. S. 148) hingewiesen, steht hier in folgender Form (Nr. 30 unter „Fr. v. Maltitz“): „Dennoch aber gleicht sie (nämlich die Seele des Maltitz) einem einsamen See, zwar umringt von undurchdringlichen Waldesschatten, aber auf seinen vergoldeten Fluten sonnt sich der wilde Schwan“.

Der „S“ und „S. S.“, der in demselben Jahrgang des „Telegraphen“ noch vorkommt, kann der Verfasser der „Silhouetten“ nicht sein; er schreibt einen ganz anderen Stil als Schücking. Andererseits können die gänzlich anonym erschienen „Hannöverschen Charaktere“, die ähnlich gehalten sind, wie die Silhouetten, nicht von Schücking sein; sie sind für ihn viel zu nüchtern geschrieben, und es sind Dinge in ihnen behandelt, von denen er wirklich nichts wissen konnte. Der Verfasser muß aus Hannover selbst sein. [Der Anfang der Mecklenburgischen Charaktere“ (Telegraph 1839 Nr. 74 S. 588) scheint dagegen zu sprechen, daß Schücking der Ver-

fasser der Silhouetten ist; es zeigt sich aber bei näherer Prüfung, daß hier von ganz anderen als den Schücking-schen Silhouetten die Rede ist. Und selbst wenn die diesbezüglichen Sätze gegen Schücking sprächen, bliebe seine Autorschaft bestehen; der Irrtum läge dann auf Seiten des Verfassers der „Mecklenburgischen Charaktere".]

III. Schückings „Männerliebe" und Junkmanns „Ein Winterabend bei einem Freunde" („Mindener Sonntagsblatt" 1839, 10. und 17. Februar; 6. und 7. Stück). (zu S. 122—125.)

Es ist bereits im Haupttexte gesagt, daß Schücking alles Stoffliche und sogar Kleinigkeiten von Junkmann übernommen hat. Wörtlich oder fast wörtlich finden sich folgende Stellen der Junkmannschen Erzählung bei Schücking wieder: „Als zwei große blaue Augen aus einem einsamen großartigen Hause seine Seele trafen. . . . . ." — „In Rhein-Bayern gab es so viele gute Freunde und Freundinnen, so viel Kaffees und Weine, so viele Bekannte und Verwandte, es war alles so behaglich und frisch von Herzen: unser Rheinländer konnte kaum mit seinen Gedanken, noch schlechter mit seinen Briefen Rhein auswärts kommen. Die Ferien sind ja auch bald zu Ende und nun waren sie es auch". Diese letzte Stelle mag in ihrer leichten, ironischen Färbung ihm zudem die erste Anregung gegeben haben, die gesamte Erzählung auf diesen leis-ironischen und anmutigen Ton zu stimmen. — Die stimmungsvolle Scene hinter der alten Klosterkirche hat Schücking nur viel breiter ausgemalt: Das Rauschen der alten sommergrünen Bäume, die leisen Töne der Kirchenorgel, in der Ferne die tiefblauen Alpen u. a. m.

Außer diesen fast oder ganz wörtlich entlehnten Stellen hat Schücking die Gestalt des Aloys fast ganz der des Junkmannschen Alfred nachgezeichnet. Dabei ist es ihm nicht mal gelungen, ihn schärfer zu zeichnen, als

Junkmann es tut. Bei beiden bleibt die gleiche Gestalt in gleicher Weise zu schemenhaft.

Das Übrige aber, und damit alles Wesentliche und Ausschlaggebende ist ganz Eigentum Schückings. Junkmann läßt die ganze Geschichte von einem Theologen, einer tief-frommen und begeisterten Seele, erzählen. Dessen religiös-moralisierende, die eigentliche Erzählung unterbrechende Reden stören oft empfindlich den Verlauf der Fabel. Sieht man aber hiervon ab, so ist die Erzählung Junkmanns gut und von einem ganz eigenen poetischen Reize. Dieselbe weich-lyrische, oft tief empfundene und schwermütige, nicht selten aber auch zerrissene Stimmung seiner Gedichte findet sich in diesem Prosastück; besonders ist die Schilderung von Adelens Klosterleben — so heißt das Käthchen Schückings bei Junkmann — von einem ganz originellen, romantischen Hauche und Zauber durchsetzt.

Mit dieser kurzen Charakteristik der Junkmannschen Art ist aber zugleich der Hauptunterschied von der Schückingschen Darstellungsweise gegeben. Die Junkmannsche Erzählung hat der weich-empfindende Lyriker geschrieben, die Schückingsche der anmutig und liebenswürdig plaudernde Erzähler. Die Junkmannsche Geschichte ist schwermütiger und ganz aus dem Innern geboren, die Schückingsche dagegen zarter, duftiger, feiner. Das rührt bei diesem schon allein daher, daß er, wie schon früher angedeutet, alles auf einen leis-ironischen Ton gestimmt hat, der bei Junkmann nur einmal durchbricht (in der oben zitierten Stelle) „Es war eine ernste Liebe geworden, eine, woran Herzen sich zerschellen können". Dieser Satz gibt den Grundton in der Erzählung Junkmanns an. Auch faßt dieser den Rahmen seiner Erzählung sehr eng; über das Liebesleben der beiden hinaus schweift kaum der Blick. Schücking dagegen zieht die Bestrebungen der Einheits-Deutschen hinein, was natürlich dem Ganzen wiederum einen völlig neuen und andern Anstrich gibt.

Endlich aber sind die beiden Frauengestalten gänzlich von einander verschieden. Junkmanns Adele ist pietistisch fromm, außerordentlich scheu und keusch, sehr klug und Alfred geistig überlegen; Schückings Käthchen dagegen ist ein liebes, herziges Ding, das sich ruhig von Aloys küssen läßt, sinnlicher, mehr Mädchen als Adele, an der noch viel Klösterliches haftet, man möchte sagen, sie ist der Typus der Münchnerinnen, wie sie Hebbel in einem Briefe anmutig geschildert hat. (Vgl. E. Kuh „Fr. Hebbel" S. 178/9). Auch dadurch schon wird Schückings Käthchen eine ganz andere, daß bei ihm „sie" nicht mit kann, woran dann letzten Endes alles scheitert, während es bei Junkmann gerade umgekehrt ist. (Bei diesem heißt es wörtlich an drei verschiedenen Stellen: „Sie war der mächtigere Geist, weil der liebendere"; „unser Freund liebte wirklich das Mädchen, aber ihr Geist stürzte alles in ihm über den Haufen"; „in die Tiefen dieses Geistes drang unser Freund nicht".)

Junkmann wird außerdem sicher von der Erzählung Schückings gewußt haben. Denn dieser kannte ohne Zweifel dessen Empfindlichkeit in solchen Dingen, unter der auch die Droste einmal zu leiden hatte. Junkmann wird aber eben sofort eingesehen haben, daß, wie auch die Heidegedichte Annettes ganz anders geartet waren, als seine eigenen, die Erzählung Schückings ebenfalls eine von der seinen gänzlich verschiedene sei. Auch wäre Schücking bei seinem geraden, offenen Charakter und seiner großen Feinfühligkeit niemals dazu imstande gewesen, einen literarischen „Diebstahl" zu begehen.



Lebenslauf.

Geboren am 13. Oktober 1881 zu Buer (Westf.), besuchte ich, Johannes Heinrich Hagemann, die Elementar- und Rektoratschule meines Heimatortes. Im Jahre 1896 kam ich auf die Obertertia des Gymnasiums zu Recklinghausen, das ich Ostern 1901 mit dem Zeugnis der Reife verließ. In den beiden ersten Semestern stud. jur. in Freiburg (Breisgau) und München, ging ich im Sommersemester 1902 zur philosophischen Fakultät über und studierte zunnächst vorwiegend Deutsch und Geschichte. Nach dreisemestrigem Aufenthalte in Berlin setzte ich diese Studien, einschließlich dem der englischen Philologie, in Münster fort, wo ich am 30. Juli 1910 das examen rigorosum bestand. Unterbrochen wurde dieser Studiengang durch die einjährige Dienstzeit und durch eine mehrjährige Krankheit, die mich zur zeitweisen Aufgabe des Studiums zwang.
